

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

| | Seite |
|---------------------------------------------------------------|-------|
| Brachmond | 427 |
| Die jüdische Mytik. Von Martin Zuber | 439 |
| Du und ich. Von Johannes Geiskis | 448 |
| Deutsch-österreichischer Wirtschaftsbund. Von Labou | 449 |
| Belebe von Ferbaudi, Meier-Graefe, Saft, M. S. | 452 |
| Herr von Holstein | 455 |

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein - Restaurant

Dejeuner à M. 2.—, Dinners, Soupers
von M. 3.— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier - Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Belastung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenkrankte

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Aach, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrechenden
und Wee anströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gynecovirtueller
Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)



Der anerkannt beste Kneller: Der orthozentrische Kneller
„Ideal“ nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das
Neueste: Feder und Stege sind eins. Beseitigt Sehstörung
durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht
Schielen. Von verblüffend. Einfachheit. Sitz sehr fest u. korrekt,
von hervor. Ärzten empfohlen. Orthozentrische Kneller Gen.
m. b. H., Potsdamerstr. 132. Sie bitten auf Firma u. Fabrikname zu achten.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Mineraledey Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quidow-Str. 56/58. (Tel. II, 1141).



Berlin, den 23. Juni 1906.

Brachmond.

Dritte Berathung des Reichshaushaltgesetzes. Der Abgeordnete Baffermann hat, in sehr sanftem Ton, gesagt, er theile die weithin verbreitete Meinung, daß unsere politische Lage sich nicht gebessert, sondern verschlechtert habe, und müsse fragen, „wie hoch heute die politische Bedeutung des Dreibundes eingeschätzt werden könne“. Herr von Tschirschky und Bögendorff, Wirklicher Geheimer Rath, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, macht sich während der Rede Notizen, war auf solche Frage aber wohl vorbereitet: denn er hat ein beschriebenes Zettelchen mitgebracht. Danach greift er nun, erhebt sich vom Sitz und spricht: „Der Herr Abgeordnete hat zunächst von dem Telegramm Seiner Majestät des Kaisers an den Grafen Goluchowski gesprochen. Es ist selbstverständlich, daß dieses Telegramm an den auswärtigen Minister Oesterreich-Ungarns von der Stelle aus gerichtet wurde, die in erster Reihe berufen ist, das Deutsche Reich dem Ausland gegenüber zu vertreten. Wenn Seine Majestät für diese Mittheilung die Form eines persönlichen Telegrammes gewählt hat, so ist er dazu eben so berechtigt wie jeder andere Staatsbürger, dem das Recht der freien Meinungsäußerung zusteht. Der Herr Reichskanzler trägt gern die Verantwortung für den Inhalt dieser Depesche; allerdings nicht für Das, was vielfach in diese Depesche hineininterpretirt worden ist.“ Noch lacht Niemand. Der Mann redet ja zum ersten Mal im Reichstag und ist vielleicht befangen. Was er da vorbringt, bleibt freilich unter jedem halbwegs achtbaren Niveau. Nicht „selbstverständlich“, sondern höchst ungewöhnlich ist, daß der Deutsche Kaiser, kein Reichsmonarch, sondern der einem ewigen Bunde deutscher

Fürsten präsidirende primus inter pares, dem Minister einer fremden Großmacht öffentlich Lob spendet und Gegendienst zusagt. Daß er, dessen Kanzler gerufen hatte, in Algeiras solle es weder Sieger noch Besiegte geben, die Konferenz einer Mensur vergleicht und an den Grafen Agenor Goluchowski telegraphirt: „Sie haben sich als brillanter Sekundant auf der Mensur erwiesen und können gleichen Dienstes im gleichen Fall auch von mir gewiß sein.“ Sich dem Minister also koordinirt. Ihm implicite zu verstehen giebt: „Drüben führen Sie die Geschäfte, hier führe ich sie.“ Ungewöhnlich und sehr zu bedauern. Das Recht der freien Meinungsäußerung wird dem Kaiser nicht bestritten; um dieses Recht handelt sichs hier auch gar nicht. Wenn der Staatsbürger seine Meinung ausdrückt, thut erd auf eigene Gefahr und sein rasch verhallendes Wort bindet den Nachbar nicht. Ein lautes Wort des Kaisers gleicht in seiner Wirkung einer That und engagirt das Reich. Diese Möglichkeit wollten die Redaktoren der Reichsverfassung ihm nicht gewähren. Im vierten Abschnitt, der dielleberschrift „Präsidium“ (nicht: „Kaiser“) trägt, wird bestimmt, daß die Leitung der Geschäfte dem Kanzler zusteht und die Anordnungen des Kaisers, der das Reich „völkerrechtlich“ (also nicht etwa im Verkehr mit irgend einem Goluchowski) zu vertreten hat, „zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers bedürfen.“ Das soll heißen: Ohne vorher erlangte Zustimmung des für die Geschäftsleitung verantwortlichen Kanzlers darf das Präsidium keinen Schritt thun, durch den die Geschäftslage irgendwie verändert werden kann. Daß der Kanzler für alles vom Kaiser Gethane die Verantwortlichkeit übernimmt, wissen wir längst; aber auch, daß er diese Pflicht (dafür hält es sein bequemer Wahn) oft bestöhnt: und glauben deshalb nicht, daß er sie immer „gern“ erfüllt. Doch gern oder ungerne: er paßt sich dem Bedürfnis an und sucht, wie ein Manager oder Großvezir, Alles schnell oder sacht wieder ins Reine zu bringen. Läßt die Journalisten zu sich kommen, giebt „authentische Interpretationen“ oder erklärt, der Kaiser sei kein Philister; womit für die fürstliche Fähigkeit, Größe in Ruhe darzustellen, dem idealen Herrschertypus ähnlich zu werden, doch am Ende noch nichts bewiesen ist. Mag er sich in der Mitleid erregenden Rolle des souffre-douleur en titre wohlfühlen: wir stellen ihm eine andere Aufgabe. Fordern, daß er vorher gefragt werde, nicht nur unabänderlich Geschehenes mit seiner Verantwortlichkeit decke, und tadeln, daß auch im Fall Goluchowski wieder impulsivem Handeln die von der Verfassung geheischte Zustimmung des Geschäftsführers erst nachhinkte. Wenn Herr von Tschirschky den Unterschied nicht versteht, soll er Aufklärung von dem ihm nah verwandten Herrn erbitten, der dem Aufsichtsrath der Dresdener Bank vorsitzt. Der würde eine schlimme Stunde er-

leben, wenn er, ohne vom Konsul Gutmann dazu ermächtigt zu sein, in einer Rede oder Depesche die Bankpolitik festlegte. Vor Fremden würde auch dieser Konsul natürlich die Verantwortung für das unverantwortliche Handeln des alten Herrn von Tschirsky auf sich nehmen; vor Vertrauten aber, wie der andere, der eine res publica zu betreuen hat, seufzen: Was blieb mir denn übrig?

Weiter. Erwiesen soll werden, daß in die Depesche Etwas „hineininterpretirt worden ist.“ „Der Kaiserlichen Regierung ist nicht fremd geblieben, daß ausländische Blätter nicht müde geworden sind, davon zu sprechen, daß der Dreibund eine Lockerung erfahren habe. Wie so oft im Leben, ist auch bei dieser Frage gewiß der Wunsch mit der Vater des Gedankens gewesen.“ (Ich gebe den Wortlaut des amtlichen, stenographirten und korrigirten Berichtes; und bitte, auf den Stil dieses neuen Herrn zu achten. Nicht von einer „Frage“ will er sprechen, sondern von einer Feststellung; und nicht sagen, daß „so oft im Leben“ ein Kind zwei oder noch mehr Väter hat, sondern Bolingbrokes Wort von dem Gedanken zeugenden Wunsch citiren, die in den Sprachgebrauch übernommene Variante des demosthenischen Satzes: „Jeder hält leicht für wahr, was er als Wahrheit erwiesen wünscht.“ Kann ein Mann, der in vorbereiteter Rede so unklar spricht, klar denken? Ohié, les psychologues!) „Es ist selbstverständlich (schon wieder) die Pflicht des verantwortlichen Leiters der deutschen Politik“ (der aber nicht „in erster Reihe berufen ist, das Reich dem Ausland gegenüber zu vertreten“), „solche Strömungen, die sich in verschiedenen Staaten geltend machen und durch die Presse vielleicht in etwas verschärfter Form (die Strömungen) zur Darstellung gelangen, genau im Auge zu behalten, sie auf ihren richtigen Werth hin zu prüfen und sie (noch immer die Strömungen) in den Kalkül der Politik einzustellen.“ (Wenn dieser Wortschwall einen Sinn hat, dann diesen: In vielen Staaten wünscht man die Lockerung des Dreibundes und in diesem Wunsch sehen wir, trotzdem er noch nicht erfüllt ist, den Ausdruck einer beachtenswerthen Stimmung. Riesig diplomatisch, nicht wahr? Ja; und wenns regnet, wirds naß.) „Dieses vorausgeschickt (Paula Erbbswürst hieß, glaube ich, die Probirdame, die der witzige Herr Stettenheim mit solchen Partizipialien stolziren ließ), erkläre ich, daß die Regierungen der drei Staaten nach wie vor fest auf dem Boden des Dreibundes stehen. Insbesondere habe ich von dem Italienschen Botschafter, der kürzlich aus Rom zurückgekehrt ist, die hündigsten Erklärungen im Auftrag seiner Regierung in dieser Richtung empfangen.“ (Das ist nun eigentlich schon sensationell, wie die Zeitungschreiber gern sagen. Die Regierungen der drei Staaten sind also noch nicht zu offenem Vertragsbruch entschlossen; und Graf Tanza hat aus Rom nicht die Meldung

nach Berlin gebracht, Italien wolle das von seinem König besiegelte Bündniß zwei Jahre vor der Ablaufsfrist als nicht mehr gültig betrachten. Hat vielleicht sogar angedeutet und sicher gedacht: Wenn Euch heute, trotz unseren Separatverständigungen mit England, Frankreich, Rußland, Spanien und Oesterreich-Ungarn, das Bündniß noch werthvoll dünkt, so mag's dabei bleiben; wir empfinden den Vertrag nicht mehr als Last und haben drum kein Interesse daran, ihn rasch loszuwerden. Sensationell. Ein Abgeordneter ruft denn auch: „Hört! Hört!“ Und kein einziger lacht. „Die bevorstehende Kaiserreise nach Schönbrunn ist der persönlichen Empfindung Seiner Majestät des Kaisers für das ehrwürdige Haupt der habsburgischen Dynastie entsprungen und es gehört ein außergewöhnliches Maß von Uebelwollen und eine besondere Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse dazu, wenn man dieser Reise Zwecke unterfährt, die Seiner Majestät dem Kaiser vollständig fern liegen und auch dem Geist der deutschen Politik zuwider sind. Man hat dieser Reise einmal eine Spitze gegen Italien geben wollen, dann sie als gegen England gerichtet geschildert. Die Verkennung des Zweckes und des Zieles dieser Reise ist in dem einen Fall so falsch und willkürlich wie in dem anderen.“ (Die Verkennung ist falsch und willkürlich. Ein Tertianer bekäme für solchen Unsinn einen Tadel und würde derb am Ohrläppchen gezerrt; ein Staatssekretär kann ihn im offiziellen Bericht stehen lassen. *An nescis, ni fili, quantilla prudentia regatur orbis?*) „Wir haben gar keine Veranlassung zu irgend einer Demonstration gegenüber einem dieser Länder. Oesterreich-Ungarn sowohl wie Italien stehen in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu England; wir begrüßen diese Beziehungen ohne Hintergedanken. Die Kaiserliche Regierung erblickt nach wie vor die Basis ihrer Politik in dem mitteleuropäischen Bündniß sowie in der Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu allen Staaten. Sie wird mit Selbstvertrauen und auf eigenen Füßen stehend ihren Weg weitergehen, ohne sich durch noch so geschickte Preßmanöver oder sonstige ungerechte Anfeindungen aus ihrer Bahn drängen zu lassen.“ Vorangegangen war die Behauptung, durch die britisch-russische Verständigung werde das deutsche Interesse nicht berührt (genau das Selbe hat der Kanzler vor zwei Jahren im Reichstag von der franko-britischen entente cordiale behauptet, die uns dann vor die Gefahr eines ohne Bundesgenossen gegen zwei Fronten zu führenden Krieges stellte); und der Ausdruck der Freude darüber, daß deutsche Bürgermeister und Stadtverordnete in England „so warm aufgenommen worden sind“. Das war Alles, was der auf Nordlandfahrten geschulte Chef des Auswärtigen Amtes über die internationale Politik, in deren Bezirk er den Kanzler vertritt, dem Reichstag zu sagen hatte.

Er wurde nicht ausgelacht. Der Reichstag ließ ihn ruhig zu Ende reden. Glaubte vielleicht, was ihm da vorgestottert ward? Rein. Allen, die diese Botschaft hörten, fehlte der Glaube. Doch Keiner hatte den Muth, von Allen nicht Einer, aufzustehen und also zu sprechen: „Wenn wir die Verbündeten Regierungen hier, nach Recht und Pflicht, interpelliren, wollen wir nicht, wie neugierige Kinder, mit schnell zusammengestoppelten Mären abgespeist sein; nicht eine Schwichtigung heimtragen, die jeder Duzendredakteur noch im Maschinenaal leisten könnte. Der Staatssekretär hatte das Recht, die Auskunft zu weigern; der Reuling durfte uns aber nicht wie Unmündige oder Narren behandeln. Von all seinen Söhnen klingt nur einer uns glaublich: der vom Selbstvertrauen der Kaiserlichen Regierung. Auf nützliche That kann dieses Selbstvertrauen sich nicht stützen; und der Herr mag sich merken, daß ihm und seinen Kollegen die anderen Seelen nicht blind vertrauen. Daß jeder Wache im Reich die Lage als mindestens unbehaglich empfindet. Nach Allem, was wir erlebt haben, wirkt die Wortsammlung des Staatssekretärs wie hochmüthige Verhöhnung der Nation und ihrer Vertreter. Im Herbst, im Winter, noch im Frühling wurde gemurmelt; jetzt wird, zur Abwechselung, wieder einmal jubiliert. Damals hieß es, die Beziehungen zu den Großmächten seien korrekt; heute werden sie freundschaftlich genannt. Und doch hat für uns auf dem Erdrund sich nichts zum Guten gewandelt; eher, in Rußland, Oesterreich, Italien und der islamischen Welt, zum Schlechten. Wir sind genau so vereinsamt wie im November und im April. Daß die Briten art'ger geworden sind, beweist nur, wie nah sie sich ihrem Ziel fühlen. Mit Zug fühlen können. Sie sind in Ostasien Europas Vormacht, haben in Ost und West dem Khalifenvolke gezeigt, daß sie mehr vermögen als, trotz dem Protektorengerbe, das Deutsche Reich, und ein System von Bündnissen erdacht und bereitet, in dem einstweilen kein Platz für uns ist und das den Zweck hat, ohne allzu großes eigenes Risiko Deutschlands Expansion auf allen Seiten zu hemmen. Germania muß sich klein machen, wenn sie in dieses Netz schlüpfen will. Der Brite kann lachen; und höflich sein. Er hat uns der Brunenvergiftung geziehen, jeden unserer Schritte verdächtigt, uns überall Feindschaft geworben, das Haupt unseres Reiches verspottet und offen brüskirt; und auf den ersten huldvollen Wink sinken wir ihm nun zärtlich ans Herz und jauchzen, weil er deutsche Kommunalchwäger und Journalschreiber an üppiger Tafel füttert. Meint der Staatssekretär, daß auf diesem Weg die Achtung zu ernten ist, die der Kanalvetter dem fatherland noch immer versagt hat? Meint er, daß drüben der cockney, der man in the street nicht lächelt, wenn wir ihm vorlügen, Oesterreichs und Italiens, sehr freundschaft-

liche Beziehungen zu England' werden von uns, ohne Hintergedanken begrüßt? Hält er die Beteuerungen des Italienischen Botschafters, die doch gar nicht zu umgehen waren, wirklich der Rede für werth? Dann hat er den Diplomatenkurs ohne Nutzen durchschmaruzt. Oder spricht er wider besseres Wissen und hofft, draußen werde man seiner Legende glauben? Dann unterschätzt er die Leute, mit denen er arbeiten soll, ganz sträflich. Die glauben nicht, daß in die Mensurdepeſche Etwas, hineininterpretirt worden ist, daß sie und die ihr folgende Reise nicht als Demonstration gegen Italien gedacht war. Die wissen, daß der Kaiser seit der Doggerbanknacht höchst heftig über Englands Handeln, seit den Tagen von Algeſiras höchst unfreundlich über Italiens, Rußlands, Spaniens Haltung gesprochen hat. Die gönnen uns gern die ertragloſen Dreibundreste und wünschen sich gar nichts Besseres als die Gewißheit, daß die Kaiserliche Regierung nach wie vor die Basis ihrer Politik in dem mitteleuropäischen Bündniß erblickt. Dann sehen sie uns ohne ihnen gefährliche Sozietät und können ruhig ihr Reg weiterſpinnen. So iſts um uns bestellt. Und wenn der Staatsſekretär wieder hierher kommt, ſoll er zu uns reden, wie erwachſene, zur Mitwirkung am Staatsgeſchäft berufene Menſchen es von einem Beamten fordern dürfen, der dem ihnen verantwortlichen Kanzler untergeben iſt. Was er heute vorgebracht hat, iſt mit den Druckkoſten viel zu theuer bezahlt."

Keiner hat ſo geſprochen. Und Alle denken doch ſo. Alle, denen in haſtiger Rednerei des Denkens Faden noch nicht geriffen iſt. Warum ſchweigen ſie? Weiß ihnen an Fleiß fehlt. Weil ſie ſich nie ernſthaft mit internationaler Politik beſchäftigt haben. Nichts Anderes aber iſt im Deutſchen Reich heute ſo wichtig. Laſſen Sie allen Krimſtrams von den utilités beſorgen und kümmern Sie ſich, Herr Waſſermann, Herr Baron Heyl zu Herrnsheim, zunächſt mal ein Jahr lang nur um die aus der Summe der Möglichkeiten kühl zu er rechnende Nothwendigkeit deutſcher Reichsmachtpolitik. Sie werden ſtaunen, wenn Sie erfahren, wie viel da ſchon unwiederbringlich verloren iſt und was Tag vor Tag noch von Unfähigkeit und ſtrupelloſem Leichtſinn verſäumt wird. Nicht Alles kann man, unter der Herrſchaft eines bis zu völliger Lächerlichkeit veralteten, von Nikolais Aſiatenſtaat überholten Preſſegeſetzes, drucken; ſelbſt der Furchtloſeſte nicht die Hälfte Deſſen, was er knirschend vernimmt. Sie könnens ausſprechen; ohne ſich den Wirkensraum dadurch zu ſchmälern, nur Sie, die Immunen. Warum thun Sies nicht? Ducken ſich vor jedem netten Kerlchen, das mit Ach und Krach durch die Gramina bugſirt ward, dann irgendwo in Geſandtschaften gelungert hat und höchſtens zum Agentendienſt zwiſchen zwei Staatsmännern taugt, nie aber ſeinem Hirn einen Schöpfergedanken

entband? Weil Sie nicht zur Zunft gehören, also die Akten nicht kennen? Pitt, D'Israeli, Chamberlain, Lansdowne, Friz von Preußen, Heinrich vom Stein, Bonaparte, Washington, Thiers, Pecci, MacKinley waren nie zünftige Diplomaten; Witte, Delcassé, Bourgeois finds nicht; Talleyrand wars drei Monate, Bismarck drei Jahre, ehe sie an die Staatsspitze traten. Die Fabel von der kaum in Dezennien erlernbaren Geheimkunst darf Sie nicht schrecken. Die ist nur zu Schuz und Verbrämung privilegirter Dummheit erfunden. Die paar Metierknisse, die der Kritiker kennen muß, haben Sie schnell weg; auch, daß zwischen dem Staatsmann und dem Diplomaten der Unterschied nicht geringer ist als zwischen dem Großindustriellen und dem Geschäftsvermittler, zwischen dem Großbankdirektor und dem Finanzagenten oder Promotor. Verlernen Sie endlich die Ehrfurcht vor den winzigen Agenten, die als Cigarrenhändler in einem Eckladen Bankerot machen würden und die das tüchtigste, arbeitssamste Volk Europas in den Sumpf geschwagt haben! Lachen Sie ihnen ins Gesicht, wenn sie sich mit einer Mysterienkenntniß spreizen, die uns noch kein Markstück eingebracht hat. Eine Krone ist zu erkämpfen. Fast mühelos. Wer im Haus des Reiches heute das Letzte, die grausamste Wahrheit sagt, das Schmählichste entschleiert, ist im deutschen Lande der populärste, der stärkste Mann.

Aller Augen warten auf ihn. Jeder fühlt, daß die Sündenschuld endlich ans Licht muß. Und Keiner langt nach der Krone. Täglich wird der Reichstag gescholten. Weil viele Abgeordnete, bis ihnen Taglohn bewilligt wurde, den Kuppelpalast mieden. (Mit Recht; für die Durchschnittssizung genügt die niedrigste Präsenzsziffer; und vernünftiger, anständiger und wirksamer als die von der Verachtung gewährten, rings Verachtung weckenden Diäten wäre die Beseitigung der Grenzzahl gewesen, die dem Parlament die Beschlußfähigkeit beschränkt.) Weil er Rothwendiges weigert, Unnützlichendes passiven läßt. Nachplärrt, was die Zeitungschreiber Wochen lang vorgebetet haben. Und weil ihm die Genies fehlen, die Riesen, die das Volk ihm, das scheltende, doch züchten und liefern müßte. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Wurzel des Uebels tiefer liegt. Im Reichstag sitzen gescheite und redliche Männer, die Etwas leisten könnten. Weshalb finden wir, wenn Monate lang gedroschen worden ist, die Tenne leer? Weil dieser Reichstag nicht zur Regierung berufen, sondern nur als Ornament gedacht ist. Weil die Regirenden sich bemühen, ihn schmeichelnd zu überlisten, und er selbst in technischem Kleinkram, in Paragraphenflückerei, die jeder Geheimrath besser besorgt, seine Aufgabe sieht. Weil der Wille zur Macht ihm versiecht ist. Die Aenderung oder Ablehnung eines Gesetzes, nach Jahren vielleicht die bundesrätthliche Zustimmung zu einem

Initiativantrag: Das kann er erreichen; mehr nicht. Keinen Kanzler noch Staatssekretär stürzen; seiner Majorität nie die Wirkendmöglichkeit erobern. „Wenn die Kerle sich ausgehimpft haben, sind sie wieder still“; und die Karre rumpelt, als sei nichts geschehen, ein Stückchen weiter bergab. Wer mag für solchen Preis das Leben einsetzen? Wer sich muthwillig die Excellenzen verfeinden, die er doch nicht vom Thronchen stoßen kann? Da sie bleiben, so lange es dem Kaiser paßt, stellt man sich mit ihnen lieber auf leidlichen Fuß und bekümmert sich eifriger um ihre Umgangsformen als um ihre Leistungsfähigkeit. Dieser Reichstag hat kein Ziel vor, keinen Willen zur Herrschaft in sich; er ist zum Disputirkränzchen geworden und drißt in jedem Herbst wieder das selbe Stroh. In England, Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, Belgien, Skandinavien, in Oesterreich und den Balkanstaaten sogar regirt das Parlament, in Rußland heißt es Konventrechte; in Deutschland redet es den Regierenden ins Handwerk drein und knickt ihnen unflug die Pfennige ab. There's the respect that makes calamity of so long life. Dieser Zustand darf nicht noch länger dauern. Das nächste Ziel politischen Trachtens muß die Sicherung des parliamentary government nach britischem Muster sein.

Alle Bedenken, die dagegen sprachen, müssen in der Noth jetzt verstummen. Die Entwickelungsstufe, die Lothar Bucher uns mit seinem höllisch klugen Buch über den Parlamentarismus verfehlen wollte, läßt sich nicht überspringen. Die schwere Probe muß auch von uns, zulezt unter allen europäischen Völkern, gewagt werden; und ängstet uns heute nicht mehr. Schlimmeren Verlust, als die sechzehn Jahre seit 1890 dem Reich gebracht haben, könnte auch diese Probirzeit kaum bringen. Statt eines kraftlos quarrenden Siebenmonatkindes bekämen wir ein starkes Parlament. Jede Wahl würde ein Ereigniß: denn der Stimmzettel würde über die künftige Regierung entscheiden. Bedeutende Männer, die im Leben Etwas geschaffen, also Etwas zu verlieren haben (und die für eine Schwätzerrolle deshalb nicht zu dingen sind), würden um Mandate werben: denn sie dürften hoffen, dem Vaterland ihres Wirkens Spur tief einzudrücken. Die großen Staatsbürgerklassen und Berufsgruppen könnten sich nicht mehr gleichgültig von allem politischen Getriebe fern halten: denn sie müßten ihr Interesse gegen ein feindliches durchzusetzen versuchen. Minister und Staatssekretäre dürften frei dem Drang ihrer Ueberzeugung folgen: denn ihr Lebensschicksal hinge nicht mehr am Wink eines Einzigen und sie schritten vom Bundesrathstisch in den Abgeordnetenraum, nicht in die Verbannung. Aus dem Kryptoabsolutismus kämen wir in die Demokratie. Da die Gewalt nur dem Starken erreichbar ist, werden rasch große Parteien entstehen. Die Klassen ihre Kräfte regen und messen,

Die Fraktionen darauf gefaßt sein, morgen zur Ausführung des Programmes berufen zu werden, das sie gestern noch opponirend verfolgten. Die Führer der einander in der Herrschaft ablösenden Schaaren die Interna der Reichsgeschäfte kennen lernen und allmählich so ein politisches Personal ausbilden, das weiß, worauf es ankommt, und den Gang der Maschine sachkundig kontrolliren kann. Auch das Centrum müßte zeigen, daß es sich im Land Luthers nicht nur als heimlich regirende Partei zu behaupten, sondern für sein Handeln und Hindern die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen vermag. Und die Sozialdemokratie würde durch die Hoffnung, als Theil einer Koalition und eines Tages vielleicht gar aus eigener Kraft die wichtigsten Wünsche des Proletariates erfüllen zu können, gezwungen, den geschäftigen Müßiggang eines Sektenlebens aufzugeben, den gilbenden Papierwall des kommunistischen Manifestes zu räumen und den Weg der Lassalle, Seddon und Burns, Millerand und Jaurès zu gehen. Allzu lange gebundene Kräfte würden entfesselt und zu nützlicher Arbeit dem Reich dienstbar gemacht. Dann würde man sehen, daß Deutschland an politischen Talenten nicht so arm ist, wie die Thoren wähnen, die ein Bülow unerföhlich dünkt. Dann würde nicht jede glatthäutige Excellenz wie ein Wunderthier angestaunt, nicht immer wieder ein Länger aus Pult des Rechners gestellt; wäre ein Unterstaatssekretariat oder Präsidium nicht länger die herrlichste Krönung eines parlamentarischen Lebens. Zu erreichen ist das Ziel. Uebt Euch in zähem Widerstand gegen Uingebühr. Warnt das Volk, sein Geld einer schlechten Regierung anzuvertrauen. Und stählt den Willen zur Macht.

Heute rümpft vor Eurem fruchtlosen Treiben der Bänkerlehrling, der Milchmann die Nase. M. d. N.: ein Ehrentitel ist's nicht. Wer ihn erstrebt oder auch nur annimmt, muß wenig zu thun haben, kein Meister in seinem Fach sein. In's Große kann der Reichstag ja doch nicht wirken. Heute kommen die brauchbarsten Kräfte der Nation im Reichsgeschäft niemals zur Geltung. Besetzt der Wille eines Sterblichen, der nicht allwissend, nicht absichtlich ist und das Volksbedürfniß nicht kennen kann, die wichtigsten Posten mit den Sprossen der dünnen Schicht, die sein Auge noch zu erreichen vermag. Ueber Euch, die jeder Wipbold sich zur Scheibe wählt, glänzt der gnädig geduzte Kanzler als providentieller Mann. Wenn Ihr hundertmal Ja gesagt habt, sagt Ihr, in Wuth und Scham, sicher an falscher Stelle Nein. Und wagt nicht einmal, zu lachen, wenn Herr von Tschirsky und Bögendorff Euch die Leviten liest.

Dieser Staatssekretär hat den Kaiser nach Oesterreich begleitet. Als Vertreter des Auswärtigen Amtes; wie einst, wenns von Hamburg nach Norland ging. Der Aufenthalt im Habsburgerreich war nicht lang. Anderthalb

Tage; davon waren noch die Besuche beim Fürsten zu Fürstenberg und beim Grafen Wilczel, bei Erzherzogen und Ministern abzugeben: für Franz Joseph blieb also nicht viel. Daß Wilhelm nicht eingeladen worden sei, sondern sich selbst angefangen habe und daß man seinem Besuch keinerlei politische Bedeutung zuschreiben dürfe, hatten Agener's Knappen auf Allerhöchsten Befehl früh gemeldet. Kein Empfang in Wien; in weitem Bogen ging um die Stadt nach Schönbrunn. Aber die Begrüßung war „überaus herzlich: zwei Küsse, dann noch ein dritter; und die Hände der beiden Kaiser ruhten während der ganzen Zeit fest in einander.“ (Wenn ich den Lokalanzeiger richtig verstanden habe, bis das Dachelpaar des Kaisers aus dem Salonwagen geklettert war.) Das Thor der Hofburg blieb dem Gast verschlossen. Frühstück in der Deutschen Botschaft. Weder Parade noch Tafelreden. Das war der Besuch, den unsere Diffsidien mit dem Jubelruf angekündigt hatten: „Nach den unruhigen Tagen der Marokko-Konferenz soll ein neuer, weithin sichtbarer Beweis von dem unverrückbaren Bestande des deutsch-österreichischen Bündnisses gegeben werden.“

Aus der Deutschen Botschaft schickten die beiden Kaiser an den König von Italien die folgende Depesche: Réunis à deux, nous envoyons à notre troisième et fidèle allié l'expression de notre amitié inaltérable. Auch wenn Franz Joseph's Name nicht hinter dem des jüngeren Kaisers stünde, könnte Niemand bezweifeln, daß diese Depesche das Wort Wilhelms war. Der Stil (notre troisième allié: der Ausdruck wäre nur richtig gewählt, wenn die Kaiser außer Italien noch zwei andere Bundesgenossen hätten) zeigt, wie rasch der Gruß niedergeschrieben wurde. Die (an Franz Joseph, den zweiten Unterzeichner, adressirte) Antwort des Königs war steif und kühl. Je partage la satisfaction de Votre Majesté et celle de Sa Majesté l'Empereur Allemand sur Votre réunion et je prie les deux alliés d'accepter, avec mes remerciements pour leur aimable dépêche, l'assurance de ma fidèle et inaltérable amitié. Weniger war in den Schranken dynastischer Sitte nicht zu leisten. Der ohne Kurialien als treuer Bundesgenosse Angeredete wählt für die Erwiderung die ceremonienmeisterliche Form, tritt nicht als Dritter in den Bund, bezeugt nur, wie unter Monarchen noch am Tag vor der Kriegserklärung üblich ist, die unwandelbar treue Freundschaft. Wilhelm wollte sagen: „Wir Drei sind innig verbündet!“ Victor Emanuel antwortet: „Ich danke Euren Majestäten für die liebenswürdige Depesche, freue mich Ihres Beisammenseins und versichere die beiden verbündeten Herrscher meiner unwandelbar treuen Freundschaft.“ Antwortet so auf ein Telegramm, dessen Wortlaut doch ein Bekenntniß zum Dreibund herausforderte. War dieses Telegramm nöthig? Hat Fürst Bülow, hat Herr von Schirfsky es vor der Absendung gekannt? Und fin-

den sie, daß es dem Ansehen des Reiches und des Kaisers genügt hat? . . Als Victor Emanuel sich sträubte, Wilhelm die Gelegenheit zur Aussprache mit Loubet zu schaffen: Verstimmung. Als Italien in Algerias sein Interesse, nicht unseres wahrnahm: Enttäuschung, die sich heftig äußert. Nur wer auf der Mensur sekundirt hat, ist ein „treuer Bundesgenosse“. Nun wird auch dem Italiener, den unsere offiziöse Presse inzwischen laut gescholten und leise bedroht hat (als Revanchedrohung ist sogar der letzte Satz der Mensurdepesche gedeutet worden), diese Ehrenqualität wieder zuerkannt. Der dankt aber höflich und zieht sich zurück. „Eine peinlichere, schlimmere und schiefere Stellung ist kaum zu denken als die eines Herrschers, der im politischen Leben einer konstitutionellen Monarchie thätig Partei ergriffe. Die Sicherheit und die Würde solches Monarchen fordert, daß er den in der Arena auszufechtenden Kämpfen fern bleibe“. Diese Sätze Lecky hat der Staatssekretär gewiß schon in Schönbrunn citirt. Rein? Dann hats der in Norderney durch einen Besuch seines Kaisers geehrte Kanzler gethan. Und, mit der rückhaltlosen Offenheit, die ihn so gut kleidet, hinzugefügt, daß die Gefahr wachsen muß, wenn der von keiner Verantwortlichkeit belastete Herr das Gebiet internationaler Politik betritt. *Je ne suis pas assez fin politique pour accorder ensemble un contraste de menaces et de soumissions. Je suis jeune; je suivrais peut-être l'impétuosité de mon tempérament: toutefois je ne ferais pas les choses à demi.* Friß schrieb 1738 an Grumblow. Ein gutes Programm; mit dem Schlessien erobert wurde. Uns bleibt Oesterreich-Ungarn; und der Weltfriede.

Oesterreich-Ungarn nicht als Sekundant. Die Magnaten haben sich beruhigt, seit der Deutsche Kaiser, den sie vorher gehöhnt und beschimpft hatten, im wiener Quartier ihres Ministerpräsidenten seine Visitenkarte abgegeben hat. Der so auffällig geehrte Dr. Bekerle hat im Ausschuss der Ungarischen Delegation dann aber gesagt: „In Algerias hat unsere Diplomatie nicht im Interesse eines Staates, sondern in dem aller Staaten gehandelt. Das ist gerade in Frankreich dankbar von allen Seiten anerkannt worden.“ Und Graf Goluchowski: „Den Vorwurf, wir hätten uns in Algerias von Deutschland ins Schlepptau nehmen lassen, muß ich entschieden zurückweisen. Wir sind ein an Marokkos Exporthandel stark mitinteressirter Faktor. Die Rücksicht auf unser Bundesverhältniß zum Deutschen Reich und auf unsere langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich bestimmte uns, auf der Konferenz vermittelnd einzugreifen. Wir haben kein Interesse preisgegeben, jede Parteilichkeit vermieden, mit scrupulösester Objektivität die Verhandlungen geführt und bei Deutschland eben so wie bei Frankreich die Neigung zur Nachgiebigkeit gefunden. So hatte unser Bemühen denn Erfolg.“ Deutlicher kann ein

Höfling die Sekundantenrolle nicht ablehnen. Und was bleibt nun noch von der Menjurdepeſche übrig, für die „der Herr Reichskanzler ſelbſtverſtändlich gern die Verantwortung übernimmt“? Was von dem laut angekündeten und dann zu einer privaten Artigkeit herabgedrückten Beſuch in Schönbrunn? Im Grazer Tagblatt, das der Deutſchen Volkspartei und dem Eiſenbahnminiſter Verſchatta von Standhalt als Organ dient, laſ ich: „Die ſkeptiſchen Gefühle, mit denen die Deutſchnationalen dem wiener Aufenthalt Kaiſer Wilhelms entgegenſahen, haben durch den Verlauf der Kaiſertage keine Aenderung erfahren. Von Wien aus war man bemüht, dem Beſuch den Charakter einer privaten Freundschaftsbezeugung aufzuprägen; ein geradezu ſinnwidriges Beginnen, das ſchon durch die Vorgeschichte der Kaiſerreife Lügen geſtraft wurde. Dazu das abſichtliche Vermeiden jeder offiziellen Feſtlichkeit, die, wie man in Wien wohl befürchtete, dem temperamentvollen Deutſchen Kaiſer zu kräftigen Worten Gelegenheit gegeben hätte. Man empfindet es bei uns ſchon als eine unangenehme Pflicht, ſich gerade jezt zu politiſcher Intimität mit dem iſolirten Deutſchen Reich bekennen zu ſollen. Wir können uns des bedauerlichen Gedankens nicht erwehren, daß auch der Zweibund (allerdings nicht durch deutſche Schuld) an innerer Feſtigkeit mehr und mehr verliert. Eine traurige Erkenntniß, über die kein amtlicher und kein höfiſcher Redeſchwulſt hinwegzutäuſchen vermag.“

So ſieht der Abſchluß aus. Um ihn zu erreichen, iſt der amtliche Apparat zwei Monate lang zum Aeußerſten angeſtrengt worden. Wir ſind auf dem ſelben Fleck wie vor der Menjurdepeſche; in beſtem Fall wieder auf dem ſelben Fleck. Haben uns aus Rom ein Körbchen mit Spätroſen geholt und in hitzigem Uebereifer gezeigt, wie viel uns an Oeſterreich-Ungarn liegt. Außerdem wieder eine entente cordiale geſchaffen: zwiſchen Italien und Oeſterreich. Denn Graf Soluchowſki hat die römische Wuth über Deutſchlands Scheltreden und Drohartikel ſchlau genüßt und konnte in der Delegation der „loyalen Bundesstreue“ der Italiener ein Loblied ſingen. Wieder eine entente, die uns unangenehm ſein muß; eine neue Waſche in dem Reg, das uns an ausgreifender Bewegung hindern ſoll. Der Vorgang iſt typiſch: wenn ſelbſtbereitete Schwierigkeit vom Leib Germaniens geſchafft iſt, wird ein Siegeshymnus angeſtimmt; Jahr vor Jahr. Quosque tandem? Wir haben den Dreibund, den ſelbſt der Todſeind uns gönnt, und haben den Frieden mit einem System von Bündniſſen, das den muthigſten Kanzler mit dem cauchemar des coalitions plagen könnte. Und dieſen Frieden danken wir . . . Fürſt Bülow, ſprach der Kaiſer beim Regattafeſt, hat an dieſem Friedenswerk die größte Arbeit geleistet und „im Lenken des Reiches gewirkt.“ Wilhelm verzichtet weiſe auf den Ruhm, ſeinen Landſleuten die Herrlichkeit beſchert zu haben, die ſie jezt erleben.

Die jüdische Mystik. *)

Nabbi Nachman von Braglaw, der 1772 geboren wurde und 1810 starb, ist vielleicht der letzte jüdische Mystiker. Er steht am Ende einer ununterbrochenen Ueberlieferung, deren Anfang wir nicht kennen. Man hat diese Ueberlieferung lange Zeit zu leugnen gesucht; sie kann heute nicht mehr angezweifelt werden. Man hat nachgewiesen, daß sie von persischen, dann von spätgriechischen, dann von albigensischen Quellen gespeist wurde; sie hat die Kraft des eigenen Stromes behauptet, der allen Zufluß aufnehmen konnte, ohne von ihm bezwungen zu werden. Freilich werden wir sie nicht mehr so ansehen dürfen, wie ihre alten Meister und Jünger es thaten: als Kabbala, Das heißt: als Uebergabe der Lehre von Mund zu Ohr und wieder von Mund zu Ohr, in solcher Weise, daß jedes Geschlecht sie empfangt, aber jedes in einer weiteren und reicheren Offenbarung und Ausdeutung, bis am Ende der Zeiten die reiflose Wahrheit verkündet würde; doch werden wir ihre Einheit, ihre Besonderheit und ihre starke Bedingtheit durch die Art und das Schicksal des Volkes, aus dem sie herauswuchs, anerkennen müssen. Die jüdische Mystik mag recht ungleichmäßig erscheinen, oft trüb, manchmal kleinlich, wenn wir

*) In der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening (Frankfurt a. M.) erscheint in diesen Tagen ein merkwürdiges Buch. Der junge Verfasser heißt Martin Buber, der Titel „Nabbi Nachman und die jüdische Mystik.“ Nabbi Nachman war auf seine besondere Weise ein Revolutionär. Einer, der nicht die dankbare Rolle des Thaumaturgen spielen, sondern der reine, selbstlose Mittler zwischen Gott und Mensch sein, nicht erziehen, sondern erlösen wollte. „Der Grüfte, Kleinste, Tragischste unter Denen, die nicht das Befehle, sondern das Unbedingte forderten.“ Herr Dr. Buber hat die Geschichten des Nabbi nicht überseht, sondern ihm nach erzählt. Die Geschichten sind uns in einer Schüllerniederschrift erhalten, die die ursprüngliche Erzählung offenbar maßlos entstellte und verzerrt hat. Wie sie uns vorliegen, sind sie verworren, weiterschweifig und von unedler Form. Ich war bemüht, alle Elemente der originalen Fabel, die sich mir durch ihre Kraft und Farbigkeit als solche erwiesen, unberührt zu erhalten und den Grundton einer jeden der so sehr verschiedenen Geschichten, den naiven und unmittelbar epischen der einen, den mystischen der anderen, den ethisch gedankenhaften einzelner, zu wahren.“ Der erste Abschnitt, der hier veröffentlicht wird, giebt die Atmosphäre des Werkes, die Einführung in diese Welt seltsam fremder Mystik. Was ich von dem Buch kenne, ist ganz ungewöhnlich schön, stark und anregend. Ein Mann von seinem Stilgefühl spricht. Ein helllichtiger Psychologe blickt unter die Schwelle eines Kasernenbewußtseins. Schon in der Zeit des Messianismus findet er als bezeichnendsten Zug im Wesen des Juden „das Wollen des Unmöglichen“. Zu damit nicht ungemein viel von Altem erklärt, was, positiv und negativ, Israel im Weltgeschehen bedeutet hat und noch heute bedeutet? Die jüdische Mystik, sagt Herr Dr. Buber, war die Blüthe der Exilseele; sie verdarb aber auch am Exil und wir wissen nicht, ob ihr eine Auferstehung gewährt ist. „Aber das innere Schicksal des Judenthums scheint mir daran zu hängen, ob (in dieser Gestalt oder einer anderen) sein Pathos wieder zur That wird.“ Christen und Juden sollten das schöne Buch lesen; in stillen Feiertagsstunden.

sie an Eckhart, an Plotinos, an Lao-Tse messen; sie wird ihre Brüchigkeit nicht verbergen können, wenn man sie gar neben den Upanishads betrachten wollte. Sie bleibt die wunderbare Blüthe eines uralten Baumes, deren Farbe fast allzu grell, deren Duft fast allzu üppig wirkt und die doch eins der wenigen Gewächse innerer Seelenweisheit und gesammelter Ekstase ist.

Die mystische Anlage ist den Juden von Urzeiten her eigen und ihre Aeusserungen sind nicht, wie es gewöhnlich geschieht, als eine zeitweilig auftretende bewusste Reaktion gegen die Herrschaft der Verstandesordnung aufzufassen. Es ist eine bedeutsame Eigenthümlichkeit des Juden, die sich in den Jahrtausenden kaum gewandelt zu haben scheint, daß sich die Extreme bei ihm an einander entzünden, schneller und mächtiger als bei irgend einem anderen Menschen. So geschieht es, daß mitten in einem unsäglich begrenzten Dasein, ja, gerade aus seiner Begrenztheit heraus plötzlich mit einer Gewalt, die nichts zu bändigen verjucht, das Schrankenlose hervorbricht und nun die widerstandlos hingeebene Seele regirt. Für diese Macht des Unbegreiflichen in enger Stille mag uns die Gottesvision Eljahus ein Sinnbild sein.

Ein Anderes, Wesentlicheres kam hinzu. Wenn jede Seele sich ihre natürliche Substanz aus den kräftigen, werthbetonten Bildern fornt, die sie mit ihren Sinnen aufgenommen und mit ihrem Gefühl gefaßt hat, so muß der Seele des Juden von je her diese natürliche Substanz gefehlt haben. Unvergleichlich mehr motorisch als sensorisch veranlagt, reagirt er auch in seinem ganz innerlichen geistigen Leben sehr viel intensiver, als er empfängt. Er gestaltet das Empfangene mehr zu Wortgedanken, Begriffen, als zu Bildgedanken, Vorstellungen, aus. Den vom Subjekt unabhängigen Gegenständen unendlich fremd, nur für die den Funktionen des Subjektes unterworfenen Gegenstände verständnißvoll (jogar für Spinoza ist die *Natur more geometrico* darlegbar), existirt der Jude nicht in Substanz, sondern in Relation. Er hat den höchsten Sinn für die allgemeinen und offenbaren wie für die heimlichen und besonderen Beziehungen des Kosmos und der Psyche und weiß sie in mathematischen Formeln und in logischen Definitionen festzulegen oder in Rhythmen und Melodien auf das Meer der Ewigkeit auszuscheiden. Aber er hat einen geringen Sinn für die ganze Wirklichkeit eines Baumes, eines Vogels, eines Menschen, der für sich ein absolutes, unerschöpflich reiches, so und so geartetes Dasein einschließt. Und sehr selten vermag er schaffend Dinge, Gegenstände, Gestalten sichtbar, greifbar, fühlbar hinzustellen. Und so verläuft auch sein Leben selbst nur in der Beziehung, nicht in dem Wesen: er opfert sich dem Nutzen hin, wenn er eine enge, er bringt sich einer Idee dar, wenn er eine weite Seele hat; niemals aber oder fast niemals lebt er mit den Dingen, sie geruhig pflegend und fördernd, liebevoll zu der Welt und sicher in seinem Bestande. Es gibt jedoch ein Element, das all Dies in ge-

wisser Weise ersetzt, indem es der Seele des Juden einen Kern, eine Sicherheit, eine Substanz giebt, allerdings keine sensorische, objektive, sondern eine motorische, subjektive. Das ist das Pathos. Ich vermag es nicht zu analysiren noch auch in eine Definition zu fassen. Es ist ein eingeborenes Eigenthum, das sich einst mit allen anderen Qualitäten des Stammes aus dessen Orte und dessen Geschicken heraus gebildet hat. Will man es immerhin umschreiben, so darf man es vielleicht als das Wollen des Unmöglichen bezeichnen. Es streckt die Arme aus, das Schrankenlose zu umfassen. Es trägt eine schlechthin unerfüllbare Forderung, wie das Pathos Mose und der Propheten die Forderung der absoluten Gerechtigkeit, wie das Pathos Jesu und Pauli die Forderung der absoluten Liebe; oder eine schlechthin unerfüllbare Absicht, wie das Pathos Spinozas die Absicht, das Sein zu formuliren; oder ein schlechthin unerfüllbares Verlangen, wie das Pathos Philons und der Kabbala das Verlangen nach der Vermählung mit Gott, die im Sohar „Simwug“ genannt wird. So wird die Seele, die in den wirklichen Dingen keinen Boden finden kann, von ihrer Leere und Unfruchtbarkeit erlöst, indem sie in dem Unmöglichen Wurzel schlägt.

Kommt demnach die Kraft der jüdischen Mystik aus einer ursprünglichen Eigenschaft des Volkes, das sie erzeugt hat, so hat sich ihr weiter auch das Schicksal dieses Volkes eingepägt. Das Wandern und das Martyrium der Juden haben ihre Seelen immer wieder in die Schwingungen der letzten Verzweiflung versetzt, aus denen so leicht der Blitz der Ekstase erwacht. Zugleich aber haben sie sie gehindert, den reinen Ausdruck der Ekstase auszubauen, und sie verleitet, Nothwendiges, Erlebtes mit Ueberflüssigem, Aufgeklautem durcheinanderzumerfen und in dem Gefühl, das Eigene vor Bein nicht sagen zu können, am Fremden geschwäpigt zu werden. So sind Schriften wie der „Sohar“, das Buch des Glanzes, entstanden, die ein Entzücken und ein Abscheu sind. Mitten unter rohen Anthropomorphismen, die durch die allegorische Ausdeutung nicht erträglich werden, mitten unter öden und farblosen Spekulationen, die in einer verdunkelten, gespreizten Sprache einherstelen, leuchten wieder und wieder Blicke der verschwiegenen Seelentiefen und Offenbarungen der letzten Geheimnisse auf. Das Pathos erniedrigt sich oft genug zur Rhetorik; diesem Sündenfall waren die Juden von je her ausgesetzt; und nicht immer nur die mittelmäßigen. Doch immer wieder macht sich das Pathos frei und ist reiner und größer als zuvor. Am Größten, wenn es die Gefahr erkennt, die ihm vom Worte droht. Sich mittheilend, weil es nicht anders kann, fühlt es doch die Unzulänglichkeit aller Mittheilung, fühlt die Unausprechlichkeit des Erlebnisses und glüht auf in Angst, von der eigenen Rede geschändet zu werden. „Komm und schau!“ heißt es im „Sohar“; „Denken ist der Anfang von Allem, was ist; aber also feind ist es in sich beschlossen

und unbekannt . . . Das wirkliche Denken ist mit dem Nichts verbunden und löst sich nicht von ihm.“ Und als ein fremder Greis den Jüngern Simeon ben Jochais, des legendären Urmeisters der Kabbala, die Unvergänglichkeit der Energie verkündet („Nichts fällt ins Leere, auch nicht die Worte und die Stimme des Menschen; Alles hat seinen Ort und seine Bestimmung“), da fahren sie vor ihm zurück, aber sie fürchten nicht für sich, sondern für ihn, der gesprochen hat; sie reden zu ihm: „O Greis, was hast Du gethan? Hätte es nicht besser getaugt, das Schweigen zu bewahren? Denn nun bist Du davongetragen, ohne Segel und Mast, auf einem ungeheuren Meer. Wenn Du aufsteigen wolltest, könntest Du es nicht mehr; und im Niedersinken findest Du den Abgrund ohne Boden.“

In der Zeit des Talmuds war die mystische Lehre noch ein Geheimniß, das man nur einem „Meister in Künsten und kundig des Flüsterns“ anvertrauen durfte, und von den Essäern wissen wir aus Josephus, wie sorgsam sie das Mysterium behüteten und die geheimen Schriften, die ihnen als uralt galten. Erst später greift die Lehre über das Gebiet der Sekte und der persönlichen Uebergabe hinaus. Die erste uns erhaltene Schrift, das pythagoreisirende „Buch der Schöpfung“, ist wahrscheinlich zwischen dem siebenten und dem neunten Jahrhundert entstanden; und der „Sohar“ stammt, jedenfalls in seiner jetzigen Redaction, aus dem Ende des dreizehnten; zwischen Beiden liegt die Zeit der eigentlichen Entwicklung der Kabbala. Aber noch lange bleibt die Beschäftigung mit ihr auf enge Kreise beschränkt, mochte sie sich auch über Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland bis nach Egypten und Palästina erstrecken. All die Zeit bleibt auch die Lehre selbst dem Leben fremd: sie ist Theorie im neoplatonischen Sinne, Gottschauern, und verlangt nichts von der Wirklichkeit menschlichen Daseins; sie fordert nicht, daß man ihr nachlebe, sie hat keine Fühlung mit dem Handeln, das Reich der Wahl, das der späteren jüdischen Mystik, dem Chassidismus, Alles bedeutete, ist ihr nahezu gleichgiltig; sie ist aufermenschlich und berührt sich nur in der Betrachtung der Ekstase mit der seelischen Realität. Sie steht zwei anderen Mächten im Judenthum gegenüber, der harten, allem persönlichen Leben feindlichen, um das „Gesetz“ besorgten Strenggläubigkeit und dem von Aristoteles bestimmten, naturfernen Rationalismus, aber sie setzt dem Ethos der einen und dem des anderen kein eigenes entgegen; und so dringt ihr Sinn nicht ins Volk.

Erst in den letzten Zeiten dieser Epoche werden neue Kräfte offenbar. Die Vertreibung der Juden aus Spanien gab der Kabbala den großen messianischen Zug. Der einzige energische Versuch der Diaspora, im Exil eine Kultur schaffende Gemeinschaft und eine Heimath im Geist zu begründen, hatte in Trümmern und Verzweiflung geendet. Der alte Abgrund that sich wieder auf und aus ihm stieg wieder, wie immer, der alte Erlösungstraum empor, ragend und ge-

bietarisch wie nie zuvor seit den Tagen der Römer. Die Sehnsucht brennt: das Absolute muß Wirklichkeit werden. Auch der Messianismus der Juden war von je her ein Wollen des Unmöglichen. Die Kabbala konnte sich ihm nicht verschließen. Sie nannte das Reich Gottes auf Erden „die Welt der Vollendung“. Sie nahm die Inbrunst des Volkes in sich auf. Und als sie es that, zog sie ins Volk ein, wie der Messias selbst in seine Stadt.

Die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnende neue Ära der jüdischen Mystik, die den ethisch-ekstatischen Akt des Einzelnen als Mit-schaffen an der Erlösung verkündet, wird durch Izaak Lurja eröffnet. Er, der hundert Jahre vor Locke lehrte, alles Seiende bestehe aus Substanz und Erscheinung und es sei keine objektive Erkenntnis gegeben, war in seinen Gedanken über die Emanation der Welt aus Gott und die demiurgischen Zwischenpotenzen fast durchaus von der älteren Kabbala abhängig; aber in seiner Darstellung der unmittelbaren Wirkung der Menschenseele, die sich läutert und vollendet, auf Gott und Weltlösung giebt er den alten Weisheiten eine neue Gestalt und eine neue Folge.

Schon im Talmud heißt es, der Messias werde kommen, wenn alle Seelen in das leibliche Leben eingetreten sein würden. Die Kabbalisten des Mittelalters glaubten, zu erkennen, ob die Seele eines Menschen, der vor ihnen stand, aus der Welt des Ungeborenen in ihn niedergestiegen oder mitten in ihrer Wanderung bei ihm eingeleitet sei. Der Sohar und die spätere Kabbala bauten die Lehre aus, die wir bei Lurja endgiltig gefaßt finden. Es giebt danach zwei Formen der Metempsychose: den Kreisgang oder die Wanderung, Gilgul, und den Uberschwang oder die Schwängerung, Ibbur. Gilgul ist das Eintreten von Seelen, die auf der Fahrt sind, in einen Menschen im Augenblick seiner Zeugung oder Geburt. Aber auch ein bereits mit einer Seele begabter Mensch kann in irgend einem Moment seines Lebens eine oder mehrere Seelen empfangen, die sich mit seiner vereinigen, wenn sie mit ihr verwandt, Das heißt: aus der selben Ausstrahlung des Urmenschen entstanden sind. Die Seele eines Toten verbindet sich der eines Lebenden, um ein unvollendetes Werk, das sie im Sterben lassen mußte, vollbringen zu können. Ein hoher abgechiedener Geist steigt in ganzer Lichtfülle oder in einzelnen Strahlen zu einem unfertigen hinab, um bei ihm zu wohnen und ihm zur Vollendung beizustehen. So wird Prophetie geboten. Oder zwei unvollkommene Seelen vereinigen sich, um einander zu ergänzen und zu läutern. Kommt über eine dieser Seelen Schwäche und Hilflosigkeit, dann wird die andere ihre Mutter, trägt sie in ihrem Schoß und nährt sie mit dem eigenen Wesen. Auf allen diesen Wegen vollzieht sich die Reinigung der Seelen von der Urtrübung und die Erlösung der Welt aus der ersten Verwirrung. Ist Dieses gethan, haben Alle die Wegreise vollzogen, dann erst zerbricht die Zeit und das Gottesreich

hebt an. Als letzte steigt die Seele des Messias ins Leben herab. Durch ihn geschieht die Vergöttlichung der Welt.

Lurjas eigentümliche That ist, daß er diesen Weltprozeß auf die Haltung einiger Menschen stellen wollte. Er verkündete, eine unbedingte Lebensführung Derer, die sich der Erlösung weihen, in Tauchbädern und Nachtwachen, in ekstatischer Betrachtung und absoluter Liebe gegen Alles und Alle, würde die Seelen gleichsam in einem Sturm läutern und das messianische Reich herbeirufen.

Das Grundgefühl, dessen ideale Aeußerung diese Lehre war, fand nahezu hundert Jahre später seinen elementaren Ausdruck in der großen messianischen Bewegung, die den Namen Sabbatai Zewis trägt. Sie war eine Entladung der unbekanntten Volkskräfte und eine Offenbarung der verborgenen Wirklichkeit der Volksseele. Die scheinbar unmittelbaren Werthe, das heile Leben und der Besitz, waren plötzlich schal und nichtswürdig geworden und die Menge vermochte es, diesen zu verlassen wie ein überflüssiges Geräth und jenes nur noch mit leichter Hand zu halten wie ein Gewand, das dem Laufenden entgleitet und das er, wenn es ihn allzu sehr hemmt, die Finger öffnend fahren läßt, um nackt und frei das Ziel zu erteilen. Der vermeintlich von der Betrunkenheit regirte Stamm entbrannte im Eifer um die Botschaft.

Auch diese Erhebung brach zusammen, jämmerlicher und entsetzlicher zugleich als irgend eine der früheren. Und nun verinnerlicht sich der Messianismus wieder. Das eigentliche Zeitalter der Mortifikation beginnt. Der Glaube, durch mystische Uebung die oberen Welten zwingen zu können, dringt immer tiefer ins Volk ein. Um das Jahr 1700 vollzieht sich der ästhetische Zug der Fünfzehnhundert in das Heilige Land, der in Tod und Elend aufgeht. Aber auch Einzelne bereiten sich in rücksichtsloser Entäußerung. In Polen namentlich reißt in Vielen der Wille, sich und die Welt zu entführen. Manche von ihnen ziehen, da keine einzelne Kasteiung ihnen genuegthun kann, auf die Wanderung, „in die Verbannung“, wie sie es nennen, nehmen nirgends Speise und Trank an und wandern so, von ihrem Willen getragen, bis mit ihrer Kraft auch ihr Leben erlischt und sie auf fremdem Ort unter Fremden tot hinfallen.

Diese Märtyrer des Willens sind die Vorläufer der letzten und höchsten Entwidlung der jüdischen Mystik, des um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstandenen Chassidismus, der sie zugleich fortsetzte und widerlegte. Der Chassidismus ist die Ethos gewordene Kabbala. Aber das Leben, das er lehrt, ist nicht Askese, sondern Freude in Gott. Chassid bedeutet: der Fromme; aber der Chassidismus ist kein Pietismus. Er entbehrt aller Sentimentalität und Gefühlsoffentation. Er nimmt das Jenseits ins Diesseits herüber und läßt es in ihm walten und formen, wie die Seele den Körper formt. Sein Kern ist eine höchst gotterfüllte und höchst realistische Anleitung zur Ekstase, als zu dem Sinn und dem Gipfel des Daseins. Aber die Ekstase

ist hier nicht, wie etwa bei der deutschen Mystik, ein „Entwerden“ der Seele, sondern deren Entfaltung; nicht die sich beschränkende und entäußernde, sondern die sich vollendende Seele mündet in das Absolute. In der Afese schrumpft das geistige Wesen, die Nešchama, zusammen, sie erschläft, wird leer und trüb; nur in der Freude kann sie wachsen und sich erfüllen, bis sie, alles Mangels ledig, zum Göttlichen heranreift. Niemals hat eine Lehre das Gottfinden mit solcher Kraft und in solcher Reinheit auf das Selbstsein gestellt.

Wieder war es Polen, das sich schöpferisch erwies, und vor Allem die steppenreiche Ebene der Ukraine. Polen hatte eine feste, durch die fremde, verachtende Umwelt in sich gestärkte jüdische Gemeinschaft und zum ersten Mal seit der spanischen Blüthe entwickelte sich hier ein eigenes Leben in Werken und Werthen, eine dürftige und gebrechliche, aber selbständige Kultur. Waren so die Voraussetzungen für geistiges Wirken überhaupt gegeben, so konnte eine mystische Lehre doch nur auf dem Boden der Ukraine emporwachsen. Hier herrschte seit den kosakischen Judenmexeleien unter Chmielnicki ein ähnlicher Zustand der tiefsten Unsicherheit und Verzweiflung wie jener, der einst nach der Vertreibung aus Spanien die Kabbala verjüngte. Und dann war der Jude hier nicht, wie in den übrigen polnischen Ländern, ein Städter, der in dem engen rabbinischen Studium vertrocknete oder in der Atmosphäre der geschäftigen Masse verflachte, sondern meist ein Dörfler, einsamer und sich selbst näher, begrenzt im Wissen, aber ursprünglich im Glauben und stark in seinem Traum von Gott. Der Begründer des Chassidismus war Israel aus Wiedzyborz, der „Baalschem“ (Meister des wunderbaren Gottesnamens) genannt wurde. Um ihn und seine Jünger spann sich eine farbenreiche und innige Legende. Er war ein schlichter, wahrhaftiger Mann, unerschöpflich an Inbrunst und lenkender Gewalt. Die Lehre des Baalschem ist uns sehr unvollkommen erhalten. Er selbst schrieb sie nicht nieder; und auch mündlich theilte er, wie er einmal sagte, nur Das mit, was ihn wie ein allzu volles Gefäß überquellen machte. Unter einen Schülern scheint er keinen als würdig erjunden zu haben, seinen Gedanken restlos aufzunehmen; ein Gebet von ihm wird überliefert: „Herr, Dir ist bewußt und offenbar, wie Vieles in mir an Erkennen und Vermögen ruht, und da ist kein Mensch, dem ich es kundthun könnte.“ Von Dem aber, was er lehrte, scheint das Meiste ganz unzulänglich niedergeschrieben worden zu sein, oft gänzlich entstellt. Beim Durchblicken einer solchen Niederschrift soll er einmal ausgerufen haben: „Hier ist nicht ein Wort, das ich gesagt hätte.“ Dennoch ist der wirkliche Sinn seiner Grundlehren unverkennbar.

Gott, so lehrt der Baalschem, ist das Wesen jedes Dinges. Wer, ungeblendet vom Schein, in das Wesen der Dinge schaut, Der schaut Gott. Gott spricht nicht aus den Dingen, sondern er denkt in den Dingen; und so kann er nur mit der innersten Kraft der Seele empfangen werden. Ist diese Kraft

freigemacht, dann ist es dem Menschen an jedem Ort und zu jeder Zeit gegeben, sich mit Gott zu vereinigen. Jede Handlung, die in sich geweiht ist, mag sie noch so niedrig und sinnlos erscheinen dem von außen Herankommenden, ist der Weg zum Herzen der Welt. In allen Dingen, auch in den scheinbar völlig toten, wohnen Funken des Lebens, die in die bereite Seele fallen. Was wir das Böse nennen, ist kein Wesen, sondern ein Mangel; es ist „Gottes Exil“, die unterste Stufe des Guten, der Thron des Guten; es ist, in der Sprache der alten Kabbala, die „Schale“, die das Wesen der Dinge umgibt und verhüllt.

Es giebt kein Ding, das böse und der Liebe unwürdig wäre. Auch die Triebe des Menschen sind nicht böse; „je größer ein Mensch, desto größer ist sein Trieb“; aber der Reine und Geheiligte macht aus seinem Trieb „einen Wagen für Gott“, er löst ihn von aller Schale ab und läßt seine Seele sich daran vollenden. Der Mensch soll seine Triebe in ihren Tiefen fühlen und sie besigen. „Er soll den Stolz lernen und nicht stolz sein, den Jorn kennen und nicht zürnen. Der Mensch vermag sich mit allen Wonnen zu kasteien. Er vermag zu blicken, nach welchem Ort er will, und sich nicht über seine vier Ellen hinaus zu verlieren; Worten des Scherzes zu lauschen und sich zu betrüben. Und so geschieht es, daß er hier sitzt und sein Herz ist oben, er ißt und vergnügt sich in dieser Welt und genießt aus der Welt der geistigen Seligkeit.“ Das Schicksal des Menschen ist nur der Ausdruck seiner Seele: Der, dessen Gedanken an unreinen Dingen umherstreifen, erlebt Unreines; wer sich ins Heilige versenkt, erfährt das Heil. Des Menschen Denken ist sein Sein: wer an die obere Welt denkt, ist in ihr. Alles äußere Gesetz ist nur ein Aufstieg zum inneren; der letzte Zweck des Einzelnen ist, selbst ein Gesetz zu werden. In Wahrheit ist die obere Welt kein Außen, sondern ein Innen; es ist die „Welt des Gedankens“.

Ist demnach das Leben des Menschen in jedem Punkt und in jeder Thätigkeit dem Absoluten geöffnet, so soll er es auch in Weihe leben. Jeder Morgen ist eine neue Berufung. „Er erhebe sich eilend und in Eifer von seinem Schlaf, denn er ist geheiligt und ein anderer Mensch worden und ist würdig, zu erzeugen, und ist wie Gott, der die Welten erzeugt.“ Auf allen Wegen findet der Mensch Gott und alle Wege sind voll der Einung. Aber der reinste und vollkommene ist der Weg des Gebetes. Wer in seinem Feuer betet, in Dessen Kehle redet Gott selbst das innere Wort. Dieses ist das Erlebnis; das äußere Wort ist nur sein Gewand. „Wie von brennenden Hölzern der Rauch emporsteigt, aber die schweren Theile am Boden haften und zu Asche werden, so steigt vom Gebet nur der Wille und die Inbrunst empor, aber die äußeren Worte zerfallen zu Asche.“ Je höher die Inbrunst, je gewaltiger die Intentionskraft, Kawwana, desto unbe-

dingter ist die Vereinigung. „Es ist eine große Gnade von Gott, daß der Mensch nach dem Gebet am Leben bleibt; denn nach der Natur müßte er sterben, weil er seine Kraft begraben und in sein Gebet eingethan hat wegen der Kawwana, die er hegt. Er denke vor dem Gebet, daß er bereit ist, zu sterben um der Kawwana willen.“ Aber das Gebet soll nicht in Pein und Buße, sondern in großer Freude geschehen. Freude allein ist wahrhafter Gottesdienst.

War die Ekstase der Kabbala nur ein Mittel, wandernde Seelen zu lösen, dem Messias zu rufen, der oberen Welt zu befehlen, so ist sie hier im Grunde sich selbst Sinn und Ziel geworden.

Die Lehre des Baalschem fand bald Eingang ins Volk, das ihrer Idee nicht gewachsen war, aber ihr Gottesgefühl mitschwingend empfing. Die Frömmigkeit dieses Volkes hatte von je her einen Hang zum mystisch Unmittelbaren; sie nahm die neue Botschaft auf wie einen erhobenen Ausdruck ihrer selbst. Die Verkündung der Freude in Gott wirkte nach einem Jahrtausend freudensbarer, freudenseindlicher Befehlsherrschaft wie eine Befreiung. Dazu kam, daß das Volk sich bisher einer durchaus unfruchtbaren, der Wirklichkeit fremden, thatenlosen, aber nie angezweifelten „geistigen Aristokratie“ von Talmudgelehrten gegenüber gesehen hatte. Nun wurde es mit einem Schlage von diesem Gegensatz erlöst und auf den eigenen Werth gestellt. Nun wurde ihm gesagt, nicht das Wissen entscheide über den Rang eines Menschen, sondern die Reinheit und Weihe seiner Seele; Das ist: seine Gottnähe. Die neue Lehre kam wie eine Offenbarung Dessen, was man bisher nicht zu ahnen wagte. Sie wurde wie eine Offenbarung aufgenommen.

Natürlich sagte die Orthodoxie der neuen Kezerei, der Chassidut, den Krieg an und führte ihn mit allen Mitteln, Bannspruch, Synagogenschließung und Bücherverbrennung, Gefangennahme und öffentlicher Mißhandlung der Führer, schrak auch vor Denunziationen an die Regierung nicht zurück. Dennoch konnte hier der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft sein: die religiöse Starrheit konnte der religiösen Erneuerung nicht Stand halten. Ein gefährlicherer Gegner erstand dieser später in der Haskala, der jüdischen Aufklärungsbewegung, die im Namen des Wissens, der Civilisation und Europas gegen den „Aberglauben“ auftrat. Aber auch sie, die die Gottessehnsucht des Volkes widerlegen wollte, hätte der Bewegung, die diese Sehnsucht stillte, nicht eine Fußbreite Bodens abzuräumen vermocht, wenn nicht im Chassidismus selbst eine Zerfegung begonnen hätte, die ihn zu der maßlosen Entartung brachte, in die er heute versenkt ist. Ihre erste Ursache bestand darin, daß der Chassidismus auch nach außen hin eine Forderung des Unmöglichen war: daß er vom Volk eine seltsame Intensität und Sammlung verlangte, die es nicht besaß. Er gab ihm die Erlösung, aber um einen Preis, den es nicht zahlen konnte. Als die Brücke zu Gott wies er eine Reinheit und Beklärtheit des

Blides, eine Spannung und Konzentration des geistigen Lebens, deren immer nur Wenige fähig sind; er aber sprach zu Vielen. Und so entstand aus der Seelennoth des Volkes eine Institution von Wittlern, die Zaddikim (Berechte) genannt wurden. Die Theorie des Wittlers, der in beiden Welten lebt und das Bindeglied zwischen ihnen ist, durch den das Gebet emporgetragen und der Segen herabgebracht wird, entwickelte sich immer üppiger und überwucherte zuletzt alle andere Lehre. Der Zaddik machte die Chassidische Gemeinde reicher an Gottesfurcht, aber unendlich ärmer an dem einzig Werthvollen: dem eigenen Suchen und Eifern. Dazu kam der widerlichste äußere Mißbrauch. Zuerst wurden nur wirklich Würdige, meist Schüler und Schüler Schüler des Baalshem, zu Zaddikim erhoben. Aber weil der Zaddik von seiner Gemeinde reichlich Lebensunterhalt bekam, um sich ganz seinem Dienst ergeben zu können, drängten sich bald niedrige Menschen zur Pfründe; und weil sie nichts anderes bieten konnten, verschafften sie sich durch allerlei erbärmliche Wunderthuererei ein Anrecht. Allmählich entstanden richtige Dynastien von Zaddikim. Mochte deren Prachtliebe auch zuweilen der Größe nicht ermangeln, so riß doch zugleich eine unsägliche Gauklerei und Heuchelei ein, die die Reineren abstieß, die Bestimmbaren erniedrigte und die dunkelste Menge herbeizog. So artete der Chassidismus zuletzt in wüstes, lichtloses Sektenwesen aus.

Florenz.

Dr. Martin Buber.



Du und ich.

Nun schlag ich alles Grübeln und Denken
 mir aus dem kranken und müden Sinn;
 ich will mich ganz in Dich versenken,
 bis daß ich nichts als Du nur bin.

Du warst im Anbeginn der Zeiten
 die Seele, die ich selber war,
 bis dunkle Mächte uns entzweiten
 zu einem weit getrennten Paar.

Nach tausendjährigem Suchen und Quälen
 knüpft neu sich das zerrissne Band:
 es haben zitternd unsere Seelen
 im ersten Blicke sich erkannt.

Nun laß ich gütige Hände lenken
 mein Schicksal nach der Zukunft hin
 und will mich ganz in Dich versenken,
 bis daß ich wieder Du nur bin.

Helsingfors.

Johannes Wehquist.



Deutsch-österreichischer Wirthschaftsbund.

Neulich wies Harden auf die Möglichkeit einer deutsch-österreichischen Wirthschaftunion hin, der die Staatsmänner ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden sollten, um an die Stelle des zum Phantasma gewordenen politischen Bündnisses ein beider Theilen mögliches Surrogat zu setzen. Die Anregung kommt zur rechten Zeit; die beiden Reiche, die eben erst einen Handelsvertrag geschlossen haben, scheinen, ein Novum in der Geschichte handelspolitischer Bündnisse, bereit, trotz dem Vertrag (oder wegen des Vertrages?) einen Zollkrieg zu beginnen. Der neue deutsche Zolltarif und die Säge des deutsch-österreichischen Handelsvertrages haben die Aussichten der Gerste- und Malzausfuhr nach Deutschland für die österreichischen Exporteure sehr verschlechtert. An die Stelle der früheren Einfuhrzölle von 2 und 3,00 Mark für Gerste und Malz ist die berühmte Unterscheidung von Futter- und Malzgerste mit den neuen Zollätzen von 1,30 und 4 Mark getreten und der Malzzoll wurde auf 5,57 Mark erhöht. Daß die österreichische Landwirtschaft die Erschwerung ihrer wichtigsten und lukrativsten Ausfuhr nicht mit freudigen Gefühlen begrüßt hat, ist um so erklärlicher, als Deutschland das wichtigste Abgabebiet für österreichische Gerste ist. Die Erhöhung der Gerstenpreise wird natürlich die deutschen Brauer veranlassen, sich nach anderen Bezugsquellen umzusehen; und die deutschen Landwirthe, die bisher mehr Futter- als Braugerste bauten, werden sich unter den veränderten Zollverhältnissen wohl mehr dem Malzgerstenbau zuwenden. Die gefährdeten Interessenten aus Oesterreichs Landwirtschaft, Handel und Malzindustrie haben sich nun vereint, um Abwehrmaßregeln zu erfinden, und sind dabei auf das Gebiet der Einfuhrscheine gerathen, von deren Wesen ich hier schon einmal sprach. Es sind Exportbonifikationen in der Form von Zollertlassen oder Zollrückvergütungen; der Exporteur erhält über den ganzen Zollbetrag oder über einen Theil davon einen Schein, der ihn berechtigt, andere Waaren, bis zu dem vergüteten Zollbetrag, frei einzuführen. Der Einfuhrschein ersetzt also die Bezahlung des Zolls und der Staat verliert an der Zolleinnahme die Summen, für die er Einfuhrscheine ausgestellt hat. Das Deutsche Reich hat dieses Opfer kaum empfunden, weil im Getreidehandel, der für die Gewährung der Einfuhrscheine in Betracht kommt, der Import ohnehin überwiegt, der Fiskus also nur die Zolleinnahmen verliert, die eine über das normale Maß hinausgehende Einfuhr gebracht hätte. Der reguläre Zollbetrag wird dadurch nicht berührt. In Oesterreich aber würden die für den Gerstenezport gewährten Einfuhrscheine einen sehr erheblichen Ausfall an Zöllen für die zu entsprechend niedrigeren Tarifätzen eingeführten Waaren bedingen; noch glaubt man deshalb auch nicht, daß der Fiskus solches Opfer bringen wird. Doch; „es raßt der See“. Hüben wie drüben. Wir haben uns die Hände gebunden. Die Oesterreicher verlangten Kautelen, damit ihnen unser Einfuhrscheinsystem, in Verbindung mit der famosen Differenzirung von Brau- und Futtergerste, nicht mehr deutsche Malzgerste ins Land bringen könne, als unter allen Umständen nöthig sei. Unsere Vertreter gaben vor dem Vertragsabschluß alle gewünschten Erklärungen, vergaßen aber, sich auch gegen die österreichischen Einfuhrscheine Garantien geben zu lassen. Und nun zeteret Alles über den Vertrauensbruch.

Den deutschen Bräuern könnte es ja nur angenehm sein, wenn der deutsche Zollausschlag durch die österreichischen Einfuhrscheine erheblich vermindert würde und sie ihr Malz billiger bekämen. Sie haben den österreichischen Beamten aber

schlangweg erklärt, daß sie das Spiel nicht mitmachen; dafür muß Freund Biskas ihnen dankbar sein. Die Gewährung von Einfuhrscheinen wäre kein Rechtsbruch, denn der Handelsvertrag enthält keine Bestimmung, die Oesterreich damit übertreten würde. Die schlaue Benutzung einer Lücke wäre nicht gerade freundlich oder vornehm, aber nicht rechtswidrig. Die Agrarier fordern nun, Deutschland solle den Getreidezoll und die Ausfuhrvergütung um den selben Betrag erhöhen, den Oesterreich als Exportprämie gewähren würde. Auf ein unschönes Manöver sollen wir mit einem Rechtsbruch antworten. Da die österreichischen Ministerien jetzt rascher wechseln als der Mond, kann man nicht einmal sagen, wie sich die Regierung zu dem Streit stellt. Das Ministerium Gautsch hat einer deutschen Malzfabrik noch erlaubt, in Pilsen eine Zweigniederlassung zur Herstellung von „Pilsener Malz“ zu errichten. Aber was Gautsch für gut hielt, braucht Bed nicht zu billigen. Die österreichische Presse hat fast ausnahmslos gegen das Eindringen der Deutschen (es handelt sich um die Münchener Exportmalzfabrik) protestiert und verlangt, man solle den Münchenern verbieten, das in Pilsen fabrizierte Malz „Pilsener Malz“ zu nennen. Zur Rechtsfertigung solchen Vorgehens wurde an den bekannten Prozeß wegen der Schutzmarke „Salvator-Malz“ erinnert. Die Sache ist ohne wesentliche Bedeutung und das österreichische Ministerium hätte die Erlaubnis gewiß verweigert, wenn es gewußt hätte, daß die Malzfrage Anlaß zu solchem Zwist geben würde.

Ist trotzdem oder gerade deshalb ein deutsch-österreichisches Wirtschaftsbündnis jetzt möglich? Ungarn, das mit Oesterreich politisch nur die Person des Monarchen gemeinsam haben will, möchte die durch den Ausgleich von 1867 geschaffene Zolleinheit bis zum Jahr 1917 verlängert sehen, stößt dabei aber auf den Widerstand Eisleithaniens. Die Oesterreicher sagen: Wollt Ihr Ungarn keine staatsrechtliche Gemeinschaft mehr mit uns, so braucht Ihr auch keine wirtschaftliche und könnt ehen, wem Ihr künftig Euer Getreide und Euer Vieh verkauft. Schon die Thatfache, daß Ungarn den gemeinschaftlichen neuen Zolltarif als autonomem Tarif behandelt und publiziert hat, erregte in Oesterreich Entrüstung; unter diesen Umständen, hieß es, können wir das Reziprozitätsverhältnis nicht bis 1917 erneuen. Den braven Magyaren darf nicht erlaubt werden, fortan nach Belieben Handelsverträge abzuschließen. Wie weit die Wirrnis gediehen ist, ergibt sich daraus, daß die kaiserliche Verordnung vom Dezember 1890 und das zur selben Zeit erlassene ungarische Gesetz die Zollgemeinschaft nur bis Ende 1907 befristet hat, die Handelsverträge aber im Namen beider Reiche bis 1917 abgeschlossen wurden. Ungarn braucht also die Zollgemeinschaft nur bis 1907 gelten zu lassen. Bleibt es nach der politischen Trennung wirtschaftlich bei dem status quo, dann haben alle Länder, zu denen Oesterreich und Ungarn im Verhältnis der Meistbegünstigung stehen, Anspruch auf alle Vorteile, die der eine Habsburgerstaat dem anderen gewährt. Der status quo ist aber Zollfreiheit; und völlig freie Einfuhr könnte natürlich weder Oesterreich noch Ungarn den meistbegünstigten Nationen zuerkennen. Ganz einfach wären die Verhältnisse also nicht, wenn die wirtschaftliche die politische Gemeinschaft überdauerte. Auch die Oesterreichisch-Ungarische Bank, das Centralnoteninstitut der Monarchie, wäre in ihrem Bestand gefährdet. Das Privilegium der Bank beruht (echt österreichisch) auf einer Nothverordnung; am letzten Dezembertag des Jahres 1907 hört es zu gelten auf, wenn bis dahin nicht die Zollgemeinschaft durch Gesetz verlängert ist. Für diesen Fall ist vorgesehen: Liquidation, Umwandlung in eine Privatbank oder

Ablösung des Bankgeschäfts durch die Staaten. Nun jagt Becker freilich, bis 1917 solle Alles beim Alten bleiben. Wer aber bürgt den Österreichern für diesen Bürgen?

Bis jetzt haben die „ritterlichen Söhne Arpads“ den Namen von der Milch geschöpft. Oesterreich ist ihr bester Kunde; ungefähr 75 Prozent der gesammten Ausfuhr nimmt es ihnen ab. Das zweitbeste Abjaggebiet Ungarns ist Deutschland. Mit Ungarns Monopol wäre es nach der Zolltrennung aus den österreichischen Märkten aus. Und Deutschland muß, schon aus politischen Gründen, mehr Werth auf gute Beziehungen zu Oesterreich als auf solche zu Ungarn legen. Die Agrarprodukte, die wir aus Ungarn beziehen, kann uns auch Oesterreich liefern, das, wenn wir seiner Landwirtschaft mehr abkaufen, auch unserer Industrie seinen Markt weiter als bisher öffnen wird. Die von den Agrariern beider Reiche diskutirten Zollsätze des neuen Vertrages haben alle Annäherungsversuche einstweilen vereitelt; und so ist es bei privaten Beziehungen (Berliner Handelsgesellschaft-Wittgensteingruppe, Harpener Bergbau-Niederösterreichische Escomptegesellschaft) geblieben. Ein Wirtschaftsbündniß mit Oesterreich böte unserer Industrie gute Aussichten. Unsere Regierung sollte keinen Zweifel darüber lassen, daß sie den Handelsvertrag in dem Augenblick als gelöst betrachten werde, wo drüben die Zollgemeinschaft aufhört und an die Stelle des einen Kontrahenten, der Doppelmonarchie, zwei treten: Oesterreich und Ungarn. Durch solche Offenheit würden uns all die Scherereien erspart, die von der großen Umwandlung in den Donaureichen zu fürchten sind. Ob man sich bei uns freilich entschließen wird, auch dem Ausland, nicht nur deutschen Bürgern, sich einmal rückwärts zu zeigen? Die Herren müssen bedenken, was auf dem Spiel steht. Nicht nur das österreichische Geschäft. Unsere Industrie braucht bekanntlich Rußland als Kunden. Rußland aber verhandelt seit Monaten mit Oesterreich über die Möglichkeit intimerer Gestaltung des Wirtschaftsverkehrs. Die Initiative ist von Oesterreich ausgegangen, das offenbar zeigen wollte, daß es auf unsere Kundenschaft nicht angewiesen ist. Ein deutsch-österreichisches Wirtschaftsbündniß würde diesem Führt ein Ende machen. Und die Russen brauchen sich darüber nicht zu ärgern; sie müssen uns einstweilen ja Maschinen, wir ihnen auch sicher noch lange Getreide abkaufen.

Den Oesterreichern könnten wir sagen: Ihr steht mit Serbien und Bulgarien schlecht, wir stehen gut mit ihnen und werden dafür sorgen, daß auch Ihr wieder mit ihnen ins Reine kommt; überhaupt können wir gemeinsam versuchen, die Union auf die Gebiete der uns Beiden wirtschaftlich wichtigsten Staaten auszudehnen. Solches Bündniß, das Oesterreich manchen Vortheil brächte, liegt jedenfalls in greifbarer Wirklichkeit als die vielberedete mitteleuropäische Zollunion, die wohl schon an der anti-deutschen Stimmung der Schweiz und an der Furcht, Deutschland könne ein Zollbündniß mit Holland später zu einer politischen Annexion ausnutzen, scheitern würde. Wer so ungewöhnliche Allianzen verwirklicht sehen will, muß den richtigen Zeitpunkt abwarten; für das von Harden empfohlene deutsch-österreichische Wirtschaftsbündniß scheint er mir gekommen. Da in all diesen Fragen das kapitalistische Interesse schließlich den Ausschlag zu geben pflegt, ist auch zu erwägen, daß dieses Bündniß Oesterreichs Kredit heben und seinen Anleihen einen weiteren Markt schaffen würde; verschärft sich der Konflikt mit Ungarn und der Tarifstreit mit Deutschland, so leiden natürlich auch die österreichischen Finanzen darunter. Ein Befinnen dürfte es, *rebus sic stantibus*, gar nicht geben. So, wie die Situation jetzt ist, mit den Einfuhrscheindrohungen, dem Spiel mit Rechts- und Vertrauensbrüchen, der österreichisch-ungarischen Reichskrise, erscheint sie unhaltbar. *Ad on.*

Briefe.

I. Herr Hauptmann von Verbands schreibt mir:

„Am fünfzehnten Juni war ein Jahr vergangen, seit ein blind wartendes Schicksal Deutschlands Kolonialhelden Hermann von Wissmann durch einen Jagdunfall enden ließ. Die geschäftige und ständalsfrohe Gama hatte aus dem Unglücksfall bereits einen Selbstmord gemacht. Davon kann jetzt, nachdem selbst die an der Feststellung des Thatbestandes interessirte Versicherungsgesellschaft ihren Irrthum offen eingestanden hat, nicht mehr die Rede sein. Das thörichte und unvornehme Gerede mußte verstummen. Ich will heute versuchen, die Gestalt des Helden durch einen Brief, der nach seinem Tod geschrieben wurde, dem deutschen Volk ins Gedächtniß zurückzurufen. Diesen (bisher nicht veröffentlichten) Brief hat ein Mann geschrieben, der länger als ein Jahrzehnt in den deutschen Kolonien thätig ist und der mit großer persönlicher Tapferkeit wahrer Frömmigkeit verbunden. Hier ist der Wortlaut: „Hochverehrte gnädige Frau! Der plötzliche Tod Ihres Gatten ist mir außerordentlich nah gegangen. Ich spreche Ihnen meine herzlichste Theilnahme aus und die Versicherung, daß ich Ihre tiefe Trauer ganz mitempfinde. Ich habe Ihren Gatten außerordentlich verehrt; ich trug mich immer mit der Hoffnung, daß er noch einmal wieder wesentlichen Einfluß auf unsere kolonialen Verhältnisse gewinnen würde, und freute mich der Stunde, da ich ihn wiederzusehen hoffte. Ich halte ihn für einen von Deutschlands großen Männern; ich habe immer auf das Lebhafteste mitempfunden, wie es ihn kränken mußte, daß auf seinen Rath und seine That verzichtet wurde, als seine Gesundheit nicht mehr die selbe war wie in der Zeit seiner großen Leistungen; aber ich hatte doch immer gehofft, daß sich das Verhältniß wieder ändern würde. Ich habe ihn näher kennen gelernt, als er 1898/99 in Südwestafrika jagte und reiste, ich begleitete ihn auf der Fahrt über Kapstadt, wo wir Lord Milner sprachen, nach Kimberley, Johannesburg und Pretoria, wo damals noch Paul Krüger residirte und uns in seiner einsidigen Villa zum Kaffe empfing. Es hat mir nie eine Reise und Gesellschaft mehr Vergnügen und Wohlempfinden verursacht als die Ihres Gatten. Ich bewunderte immer wieder die Schärfe seines praktischen Verstandes, seine Lebhaftigkeit und die erstaunliche Raschheit und Sicherheit seines Urtheiles und seine unvergleichliche Macht über die Gemüther; und daneben, diese Vornehmheit der Gesinnung! Wo wir hinkamen, überall riß er die Gesellschaft mit sich fort, mochte sie aus Deutschen oder Engländern bestehen. Ich verstand jetzt die Begeisterung, mit der seine Ostafrikaner an ihm hingen. Die Geschichte unserer Kolonien ist wohl noch zu jung, um voll gewürdigt zu werden; aber ich bin sicher: mit jedem Jahr weiter vorwärts wird das Verdienst Wissmanns und die Größe seines Wirkens mehr erkannt werden. Gott der Herr tröste Sie und Ihre Kinder! Er hat die Waisen in seiner Hut und wird auch der Mutter in ihrem namenlosen Schmerz zur Seite stehen.“ Daß ein solcher Mann und gelebt hat, ist ein wehmüthiger Trost. Ne, denen das Schicksal unserer Kolonien am Herzen liegt, haben Wissmanns auch vor der Wiederkehr seines Todestages trauernd gedacht: als sie lasen, der Reichstag habe wieder einmal Alles abgelehnt, was im Interesse unseres südwestafrikanischen Besitzes gefordert worden war.“

II. Herr Professor Laban hat sich in einem Aufsatz über deutsche Kunst auf mein Menzelsbuch eine Anspielung geleistet, die allzu — sagen wir — geschickt war, als daß sie nicht Erwähnung verdiente. Der Herr Autor würdigt den Aufsatz Tschudi über Menzels Jugend. Wenn stimme ich in sein Lob ein. Tschudi verdiente es von berufenerer Seite. Dann sagt der Herr Professor: „Die selbe Bildergruppe (Menzels Jugendwerke) hat dann

ein Anderer des Langes und Breiten in einem Buche verarbeitet, wie um einen neuerlichen Beleg zu liefern zu der von Paul Heyse oft gerügten Unflut in unserer literarischen Welt, eine Aufgabe, die soeben Jemand mit Geschick und Glück gelöst, auf der Stelle noch einmal zu unternehmen.¹ Auch ein Bibliothekar sollte wissen, daß zum Druck eines Buches von ein paar hundert Seiten immerhin etwas längere Zeit gehört als die paar Wochen, die zwischen Tschudi's Auffag und dem Erscheinen meiner Arbeit liegen. Fertig war das Buch ein halbes Jahr vorher, wie die Quittung des Verlegers bestätigt, und die Disposition steht auf Seite 406 des zweiten Bandes meiner 'Entwicklungsgeschichte', die im Frühling 1904 erschienen ist. Da Herr Professor Laban täglich mit Herrn von Tschudi zusammenkommt und sonst der Gewohnheit huldigt, sich mit rührender Ausführlichkeit über die Mikrokosmen seiner Interessensphäre zu dokumentiren, wundere ich, daß er diesmal so leichtem Herzens zur Feder griff. Herr von Tschudi hätte ihm sicher nicht vorzuenthalten, welche keineswegs egoistischen Gründe mich bestimmt haben, das Buch sechs Monate lang beim Drucker liegen zu lassen. Ich wäre nie auf den kolletten Einfall gekommen, die Literatur des Herrn Professors Laban in mich aufzunehmen, wenn mich nicht vor ein paar Tagen ein Bekannter auf die Geschicklichkeit dieses Herrn aufmerksam gemacht hätte.

Julius Meier-Graefe.²

Herr Meier-Graefe möchte auch einen Druckfehler berichtigen, der in seinem (im ersten Juniheft veröffentlichten) Aufsatz über die Berliner Sezession stehen geblieben ist. Nicht von der flüchtigen, sondern von der tüchtigen Malerei auf einem im vorigen Jahr ausgestellten Bilde des Herrn von König wollte er sprechen.

III. „Nicht wahr, lieber Maximilian Harden, Sie kennen mich genug, um mir zu glauben, daß ich nicht empfindlich bin? Mag Jeder über mich schwärmen, wie viel er will! So sei denn auch Herrn Dr. Serbaes gern gewährt, mich durchaus mißzuverstehen. Aber nun gefällt es ihm, Meinungen meiner Figuren für meine auszugeben und, was ich in meinen Dialogen den Reifer, den Sammler, den Jüngling, um einen Jeden zu charakterisiren, sagen lasse, als meine eigenen Worte vorzubringen. Darf man Das? Darf man wenn Plato den Gorgias Etwas sagen läßt, sagen, Plato habe Dies gesagt? Ich möchte doch nicht, daß einer Ihrer Leser am Ende glaubt, ich hätte wirklich die Meinungen, die mich Herr Serbaes aussprechen läßt. Hermann Bahr.“ Dieser Brief bezieht sich auf den Artikel, den Herr Dr. Serbaes hier über Bahrs ungewöhnlich feinen und schönen „Dialog vom Marjpas“ veröffentlicht hat. Mir schien (und scheint) dieser Artikel nicht so böse gemeint, wie Bahr ihn findet. Ein Unrecht hat der Kritiker freilich dem Kritisirten angethan. Das Wort „Dialog“ kommt von *διαλεγομαι* (Sprechen vieler Personen), nicht etwa von *δωο* und *λογος*. Bahr konnte es also mit Zug für ein Gespräch brauchen, an dem mehr als zwei Personen theilnehmen.

IV. Aus Britisch-Afrika schreibt mir ein Deutscher:

„Die letzte Post brachte mir das Buch, das der Abgeordnete Dr. Semler über Togo und Kamerun (nach der Eilsfahrt der deutschen Volksvertreter) herausgegeben hat. Auf manches Ungutreffende, das es enthält (die Herren haben nicht viel und das Wenige manchmal allzu flüchtig gesehen), will ich heute nicht eingehen. Muß Herr Dr. Semler aber bestreiten, daß er das Recht hatte, auf den Umschlag drucken zu lassen: „Mit 37 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers“. Das Bild, das hinter der zweiten Seite zu sehen ist, giebt eine im Verlag der Deutschen Togo-Gesellschaft erschienene Photographie wieder, die, als die Abgeordneten von Hamburg abfahren, an Bord der „Eleonore Boermann“ hing. Das Bild 'Strafgefangene' ist nach der Aufnahme eines in Lagos ansäßig

gen Photographen reproduziert, seit Jahren im Handel und sogar schon für Ansichtskarten benutzt worden. Der selbe Photograph hat das Bild gemacht, das auf die achthundachtzigste Seite folgt (und das übrigens kein Duala, sondern ein Sagos-Mädchen darstellt). Das sind nur ein paar Beispiele. Die Engländer, die das Buch sehen, schütteln den Kopf und fragen, ob unsere membres of Parliament in ihren Angaben immer so zuverlässig sind und ob man wenigstens sicher sein könne, daß der Text des Buches made in Germany und von dem Verfasser ohne fremde Hilfe hergestellt sei. Ich glaubte, die Frage bezahlen zu dürfen. Angenehm sind solche Sticheleien für uns hier draußen lebende Deutsche aber nicht; und ich muß deshalb Vorsicht empfehlen.“

In dieser Woche sind Herausgeber und Redakteure deutscher Zeitungen und Zeitschriften in England die Gäste eines britischen Freundschaftskomitees. Auf einer gedruckten Liste, die versandt und im Anglo-German Courier veröffentlicht worden ist, fand ich unter denen, die die Einladung angenommen haben, auch mich genannt. Die Angabe ist falsch. Ich habe die Einladung abgelehnt. Mit der Motivierung, daß ich die gute Absicht zwar nicht verkenne, von der Ausführung mir aber politischen Ertrag nicht verspreche und nicht gewöhnt sei, von Fremden, auch von sehr respectablen, persönlichen Vortheil anzunehmen. Der Vortheil ist diesmal beträchtlich. Die Herren haben freie Hin- und Rückfahrt, werden acht Tage lang umsonst gespeist, gespeist und getränkt und können täglich mindestens zweimal an den Tischen der nobility und gentry schmausen. Nach meiner Ablehnung noch wurde ich mit Einladungen zu Lords und Herzoginnen überschüttet. Warum laden diese Lords und Gentlemen Leute ein, die sie nicht kennen? Warum ist ein Fonds gesammelt worden, der die Bewirtung dieser Leute ermöglichen soll? Warum öffnet der König ihnen die Prachtthürme seines Schlosses und läßt ihnen ein Frühstück anrichten? Weil Sehnsucht sie treibt, diese Leute kennen zu lernen? Ich glaube, der Lord Mayor von London, Herr Alfred von Rothschild und die Herzogin von Sutherland könnten weiterleben, auch ohne die Redakteure des Börsencouriers und des Lokalanzeigers kennen gelernt zu haben. Im Anglo-German Courier fand ich die Sätze: „Niemand sind Redakteure so vieler fremden Blätter in so fürstlicher Weise empfangen worden wie die deutschen Redakteure in England. Und das Wunder wird um so größer, wenn man bedenkt, daß diese geehrten Gäste die Männer sind, die Jahre lang ihre Federn mit unachtsamem und zuweilen fast wildem Grimm zur Kritik und Verurtheilung britischer Politik und britischer Staatsmänner verwendet haben.“ Ay, there's the rub. Wir wurden eingeladen, damit wir hinfürto freundlicher über England schreiben. Bei mir war der Versuch unnötig; ich habe das politische Genie Britanniens stets anerkannt und seine Staatsmänner, auch wenn ihr Wirken mir, weil es Deutschland schädigte, mißfiel, niemals geschmäht. Daß auf den britischen Inseln artige und geschickte Männer, schöne und graziose Frauen leben, weiß ich; kann mir auch denken, daß sie sich auf Gastfreundschaft größten Stils verstehen. Warum aber müssen die Vertreter der Presse, die Oeffentliche Meinung machen und der Nation, der Menschheit gar Magister sein wollen, immer auf anderer Leute Kosten reizen, essen und trinken? Wer über englisches Wesen schreibt, ohne England zu kennen, ist reichlich frivol. Wer durch erwiesene Freundlichkeit (in klar erkennbarer Absicht erwiesene) sein Urtheil färben läßt, ist ein Nicht oder ein Narr. Chacun à son goût. Ich glaube, ruhiger und unbefangener über britische Stimmung und Staatsmannskunst urtheilen zu können, wenn ich mir mein Vergnügen nicht von Engländern bezahlen lasse. M. G.

Herr von Holstein.*)

Am vierzehnten April 1873 schrieb Bismarck an Kaiser Wilhelm, bei dem Graf Harry Arnim-Sudow, Deutschlands Vertreter in Paris, sich wieder einmal über den Kanzler beklagt hatte, nur die volle Zuversicht auf das Vertrauen des Kaisers habe ihn ermuthigt, „mit einem Botschafter von so unsicherem und so wenig glaubwürdigem Charakter einen Versuch zu gemeinsamem politischen Wirken zu machen.“ „Ich habe Eurer Majestät meine unvorgreifliche Meinung über die Persönlichkeit des Grafen Harry Arnim seit Jahren niemals verhehlt. Ich hatte gehofft, daß die hohe und für das Vaterland so bedeutame Stellung in Paris ihn über kleinliche Intriguen vielleicht erheben würde; sonst hätte ich Eure Majestät, in Anknüpfung an die römischen Erfahrungen, dringender bitten müssen, ihm trotz aller Befähigung den Posten nicht anzuvertrauen. Ich habe (und nicht ich allein) den Verdacht, daß er seine geschäftliche Thätigkeit gelegentlich seinen persönlichen Interessen unterordnet. Beweisen läßt sich Vergleichen nicht; aber es ist schwer, mit einem solchen Verdacht im Herzen für die Art verantwortlich zu bleiben, wie dieser hohe Be-

*) Im Pfingstblatte der Neuen Freien Presse habe ich, auf Wunsch der Herausgeber, über Herrn von Holstein, den seit den ersten Lenztagen verabschiedeten Wirklichen Geheimen Rath, einen Artikel veröffentlicht. Hier nicht; weil ich den freundlich formulirten Wunsch erfüllen wollte und nicht zweimal das selbe Thema behandeln konnte. Manche haben gefragt: Warum sagst Du uns nichts über Holstein? Andere: Warum druckst Du den Artikel, wenn Du ihn uns nicht zuerst geben wolltest, nicht wenigstens ab? Das thue ich nun. Weil, wenn ichs nicht thäte, hier eine immerhin beträchtliche Lücke bliebe; und weil in vielen deutschen und ausländischen Zeitungen Fragmente des Artikels veröffentlicht worden sind, die von der Absicht der Darstellung und vom Wesen des Dargestellten ein falsches Bild gaben. Daß ein Vöbchen (das gute Wort habe wäre für solches armselige Lendenprodukt zu schade) an den Abdruck langer Perioden (einen Abdruck, der ihm die Leitartikelleistung spart) die Behauptung knüpft, mein „Material“ sei aus Hinterstuben, von Kammerdienern bezogen, erwähne ich nur, um wieder mal zu zeigen, wie diese Sorte von Meinungsmachern denkt; wie fern ihr die Vorstellung ist, Einer, der Artikel schreibt, könne mit den höchsten Würdenträgern *de pair en pair* verkehren und mit Kammerdienern eben so wenig zu thun haben wie mit Journalgefindel. Auch anständige Schreiber haben aber erzählt, ich hätte Herrn von Holstein „nur durch die bismärkische Brille gesehen.“ Das ist ein Irrthum. Bismarck hat sich (wenigstens an den vielen Tagen, die ich mit ihm verleben durfte) durchaus nicht so oft und so eifrig mit dem Geheimrath beschäftigt, wie die Zeitungswissenschaft träumt. Er pflegte sein Ziel höher zu wählen. Und kannte, zu meinem Erstaunen, nicht einmal all die alten Beziehungen, die Herr von Holstein zu Waldersee und zu den mächtigen Geschäftsfreunden des interessanten Feldmarschalls hatte. Beziehungen, über die noch Mancherlei zu sagen wäre... Der Scheidende hat vom Kaiser die Brillanten zum Nothen Adler bekommen; und hatte sie (redlich? „Nicht so redlich wäre redlicher“, sagt Lessing) verdient. Das wichtige und traurige Kapitel deutscher Geschichte, das seinen Namen trägt, habe ich aber nicht zum letzten Mal ausgeblättert.

ante seine Instruktionen ausführt. Eure Majestät wollen sich huldreichst erinnern, daß ich von dem Versuch sprach, die Gefahren, die Arnims Charakter in Paris bedingt, durch seine Versetzung nach London abzuschwächen, daß aber von dort aus bei der ersten Anfehlung der heftigste Protest wegen der Neigung Arnims zur Intrigue und zur Unwahrheit eingelegt wurde; ‚man würde kein Wort glauben, was er sagen könnte‘. Gegen die Anklagen eines Mannes von diesem Ruf geht meine ehrfurchtvolle Bitte zunächst nur dahin, daß Eure Majestät ihn allergnädigst anweisen wollen, seine dienstliche Beschwerde auf dienstlichem Wege einzureichen.“ Bismarck kannte den schönen moißelfißer Harry seit der Kindheit. Als einen skrupellosen Erfolgssucher und gewandten Kurmacher. („Diese Gewandtheit auszubilden, hatte er frühzeitig begonnen, indem er als Schüler des neustettiner Gymnasiums von den Damen einer wandernden Schauspielertruppe sich in die Lehre nehmen ließ und das mangelnde Orchester am Klavier ersetzte.“ Bismarck: „Gedanken und Erinnerungen.“) Aber auch als einen der wenigen preußischen Junker, die das Zeug zum Diplomaten haben. Nach einem Frühstück sagte der Pommer eines Mittags zu dem Altmärker: „In jedem Vordermann sehe ich einen persönlichen Feind und behandle ihn Dem entsprechend. Nur darf ers nicht merken, so lange er mein Vorgesetzter ist.“ Bismarck wußte zwar, daß der Wein nur ausschwaht, nicht erfindet, lachte aber über das Bekenntniß des bei Tisch stets Amüsanten und bedauerte nur, daß der jüngere Kollege noch immer nicht mehr Alkohol vertrage. Im Juni 1861, als er sich von der petersburger Hoffron auf einem achtwöchigen Urlaub erholen wollte, bat er den Minister Freiherrn von Schleinitz, ihm Harry Arnim (der damals Erster Rath bei der preußischen Gesandtschaft in Wien war) als Vertreter zu geben. „Ein Vertreter mit althergebrachten Gesandtenansprüchen fällt schwerer auf den Beutel, ohne in den Geschäften mehr als Harry zu leisten.“ Er fürchtete den Vordermannmörder also nicht. Schickte ihn ruhig nach Lissabon, München, Rom; ließ ihn nach dem Vatikanischen Konzil in den Grafenstand erheben, in Brüssel und Frankfurt als Kommissar an den deutsch-französischen Friedensverhandlungen mitwirken und am dreiundzwanzigsten August 1871 zum Gesandten bei der Französischen Republik ernennen. Er hat's bereut. Schon im Sommer 1872 fing Harry gegen den Kanzler, der ihn auf die Höhe gebracht hatte, zu konspiriren an, versuchte, mit dem Feldmarschall Manteuffel (ders später dem Staatssekretär Bernhard Ernst von Bülow, dem Vater des jetzt in Rorderney regirenden Fürsten, erzählte) ein Bündniß zu schließen, und knüpfte seine Fäden bis an den berliner Damenhof. Arnim, sagte Manteuffel, ist ein Mann, der bei jeder

Sache nur fragt: Was nützt oder schadet sie mir persönlich? Genau so urtheilte Lord Odo Russell, der den preussischen Gesandten in Rom, und Herr von Rothomb, der ihn in Brüssel kennen gelernt hatte. Thiers hatte über ihn gesagt: Cet homme m'a fait beaucoup de mal, beaucoup plus même que ne sait ni pense Monsieur de Bismarck. Trotzdem der Kanzler ihn verpflichtet hatte, nichts gegen die Republik und deren ersten Präsidenten zu unternehmen, hielt Arnim zu den Monarchisten, half Thiers stürzen und feierte den Erfolg dieser Bühlarbeit bei einem Wahl, zu dem die Geschäftsführer des Hauses Orleans sich ihm vereinten. Auf den Kaiser suchte er durch Privatbriefe zu wirken, in denen er ihn beschwor, als Doyen der Monarchen die Legitimität auch in Frankreich zu schützen. „Die Berührung dieser Saite im Gemüth des Kaisers“, sagt Bismarck, „war psychologisch richtig berechnet; und wenn Arnim allein ihn zu berathen gehabt hätte, so wäre es ihm vielleicht gelungen, das klare und nüchterne Urtheil dieses Herrn durch ein künstlich gesteigertes Gefühl von angestammter Fürstenpflicht zu trüben. Aber er wußte nicht, daß Seine Majestät mir in seiner geraden und ehrlichen Weisheit die Briefe mittheilte und dadurch Gelegenheit gab, der politischen Einsicht (man könnte sagen: dem gesunden Verstande) des Herrn die Schäden und Gefahren der Rathschläge darzulegen, denen wir auf dem von Arnim empfohlenen Weg der Herstellung der Legitimität in Frankreich entgegengehen würden.“ Bei einer dieser Gelegenheiten sprach der Kanzler den Verdacht aus, daß Arnim „seine geschäftliche Thätigkeit seinen persönlichen Interessen unterordne“. Einen Verdacht, der, wie Bismarck später erwähnt hat, im Auswärtigen Amt und in der Hofgesellschaft durch „pariser Korrespondenzen“ entstanden war.

Der Botschafter, schrieb man nach Berlin, verwendet das Geld, das er zur Vertretung unserer Politik in der französischen Presse benutzen soll, um sich in berliner Blättern, namentlich in der hinsichtlichen Spenerischen Zeitung, Raum zu Angriffen auf die Politik und die Person des Kanzlers zu erkaufen. Das könnte er wenigstens mit eigenem Gelde thun. Er verdient hier ja genug. Die Späßen pfeifen von den Dächern, daß er die Ausführung amtlicher Aufträge verzögert hat, weil sich ihm die Möglichkeit bot, in der Zwischenzeit mit dem Baron Hirsch einträgliche Börsenspekulationen zu machen. Deshalb war er auch von der Aussicht, nach Konstantinopel versetzt zu werden, befriedigt, so lange er annahm, Hirsch werde den Schauplatz seiner Hauptthätigkeit wieder in die Türkei verlegen, und sträubt sich, seit diese Hoffnung vereitelt ist, gegen die Abberufung. Ob der Verdacht begründet war, läßt sich heute kaum noch feststellen. Geweckt und genährt hat ihn Herr von Holstein, der als Botschaft-

rath in Paris unter Harry arbeitete. Als dieser Beamte im ersten Prozeß Arnim vor dem berliner Stadtgericht als Zeuge vernommen wurde, sagte er aus, er habe „eine politische Korrespondenz mit Berlin unterhalten“ und 1873 ausdrücklich gebeten, einen seiner Briefe dem Kanzler vorzulegen. Daß sei aber nicht etwa in der Absicht geschehen, dem Botschafter zu schaden. „Ich kannte Thatfachen, die schwerlich ohne Einfluß auf seine Stellung gewesen wären; ich habe sie bis zu dem Moment zurückgehalten, wo ich gezwungen war, sie zur Darlegung meiner eigenen Stellung anzuführen.“ Herr von Holstein war nicht als Aufpasser bestellt und folgte nur natürlicher Reigung, wenn er Vigilantendienst leistete. Er war 1860 als Attaché nach Petersburg gekommen und trotz seiner grünen Jugend schnell so beliebt geworden, daß Reudell schon im März 1862 schrieb, Schloezer und Holstein seien fast täglich Bismarck's Mittagstischgäste. Diesen häuslichen Verkehr nahm er wieder auf, als er 1864 mit Weddehnen, Limburg-Stirum und Heinrich Kenjerling im berliner Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt wurde; und kam, als Legationssekretär, in Versailles dem Chef dann persönlich noch näher. Neben Lothar v. Fritze, Hofsfeldt, Reudell, Abeken konnte er da als Politiker zwar nicht glänzen, wußte oft aber eine nette, scharf pointirte Bemerkung, eine Glosse über das Gottähnlichkeitgefühl Moltke's und Blumenthal's anzubringen, und zeigte die Miene des reinigen Sünders, wenn Bismarck ihm über den Mund fuhr und ihn, vor versammeltem Kriegsvolk, streng ermahnte, nicht allzu vorlaut zu sein. Auch Frau Johanna hatte ihn gern an ihrem Tisch gesehen. Kein Wunder, daß er in Korrespondenz mit dem Hause Bismarck blieb und von Paris aus seinem bekümmerten Herzen in Privatbriefen Luft machte. Arnim hat behauptet: „Holstein hat mir mehr als einmal gesagt, ich sei der einzig mögliche Nachfolger Bismarck's, und trotzdem hinter meinem Rücken ungünstige Berichte über mich an das Auswärtige Amt geschickt.“ Und aus Bismarck's Mund konnte man nach 1890 hören: „Den Arnim-Skandal hatte ich Holstein zu danken; wenn Der nicht von Anfang an den Brunnen vergiftet hätte, aus dem ich schöpfte, wäre ich ohne offenen Konflikt mit dem talentvollen Komödianten fertig geworden.“ Der Beifall einer sittsamen Zuschauerschaft war mit Holstein's pariser Rolle nicht zu erreichen. Doch: à la guerre comme à la guerre! Wer konnte denn genau wissen, wie das geräuschlose Duell enden würde? Der kluge Mann baut vor. Siegt der Botschafter, dem die höchste Dame im Reich sekundirt, dann wird er gewiß den Mann nicht vergessen, der ihm als Erster einst zurief: „All hail, Harry, that shall be king hereafter!“ Streckt der Kanzler auch diesen Gegner ins Gras, dann kann der Botschaft-

rath darauf pochen, daß er als treuer Diener zu rechter Stunde vor dem Bösen gewarnt hat. So muß man's machen. Und so, argloser Leser, wird's hienieden alle Tage gemacht. In jeder Kanzlei ist der Typus Holstein zu finden.

Der Typus; nicht das besondere Individuum. Dem kann selbst der Todfeind den Seltenheitwerth nicht bestreiten. Der Schüler Bismarck's und Arnims, der von beiden Magistrern mit dem selben zähen Eifer gelernt hatte, kam von Paris ins berliner Auswärtige Amt; wurde ein Günstling des Vaters und bald auch ein Intimus des Sohnes. („Mehr als befreundet, weniger als Freund.“ Herbert hat mit seinem Vertrauen nie kargen gelernt und sein Herz in manche Pfäze geworfen.) Fast jeder Andere wäre nun dem Lockruf des Ehrgeizes oder der Eitelkeit gefolgt. Hinauf! Unterstaatssekretär, Staatssekretär: allen Wünschen schien der Weg offen. Vielleicht hat auch Herr von Holstein einst von solchem Aufstieg geträumt. Doch nicht lange. Als Herbert, nach Hatzfeldts nicht ganz freiwilligem Rücktritt, im Auswärtigen Amt seines Vaters erster Gehilfe wurde, wollte er Holstein als Unterstaatssekretär haben. Der Fürst widersprach. Er kannte die Vorzüge und die Mängel des Mannes, von dem in Petersburg Graf Kesselrode gesagt hatte: „Dieser junge Herr weiß Allerlei, ist aber nicht im Stande, eine Sache allein zu führen.“ So war er geblieben. Ein sehr brauchbares Werkzeug; doch ein Werkzeug nur. Ungeeignet fürs Parlament und zu persönlichem Verkehr mit den fremden Diplomaten. Ein Mann, der hinter die Coulissen gehört, nicht an die Rampe. Seit diesem Tag, der ihm den Rang wies, hat Holstein nie mehr um ein höheres Amt geworben. Er wußte, daß Bismarck es ihm nicht geben würde, und war klug genug, einzusehen, daß der Chef ihn richtig schätze. Klug genug auch zu der Erkenntniß, daß Botschafter und Staatssekretäre all in ihrem Glanz ohnmächtige Würdenträger sind, so lange der Kanzler Bismarck heißt, und daß für den Politiker, dem das Metier das Leben ausfüllt, nur die Macht, nicht der Schein des Strebens werth ist. Macht erlangen: Das war immer sein Ziel. Macht über Bismarck? Der hatte ihn gern, benutzte ihn ungefähr aber wie Fiesko den Mohren und sand ihn gerade da (und nur da) unerföhlich, wo nicht ganz saubere Arbeit zu leisten war. Macht über den Sohn? Der horchte gläubig auf ihn. Damit mußte man sich einrichten, so gut es ging. Vor allen Dingen dafür sorgen, daß kein neuer Mann sich sich ins Vertrauen schmuggle; keiner, mit dem man sich nicht verständigen konnte. Holstein war wachsam und suchte Jeden, der in die Nähe des Großen kam, früh für sich zu gewinnen. Schlag sogar dem bayerischen Arzt, der des Kanzlers zweiten Sohn behandeln sollte, sofort ein Bündniß vor. Nistete sich im Haus des Mächtigen ein, ließ sich, als Hagestolz, von der Fürstin

bemuttern und schrieb später sogar der Schwiegertochter politische Briefe. Wer im Großen nichts vernichten kann, muß es im Kleinen anfangen. Aus Petersburg hatte der junge Diplomat einen tiefen Groll gegen das Zarenreich heimgebracht. (Böse Zungen behaupteten freilich, er sei nur wüthend, weil die Russen ihm einen Orden gegeben hätten, den er zu gering für sein Verdienst und seine Stellung fand.) Die Russophilie der beiden Bismarck war die crux seines amtlichen Lebens. Früh und spät hieß es: „Mit Rußland müssen wir uns vertragen, sonst verbündet es sich den Franzosen und wir sitzen allein in der Kälte oder müssen den Engländern nachlaufen.“ Nichts dagegen zu machen. Wenn man Bill nach Berlin schmeicheln könnte! Der ist selbständig und scheut sich nicht, dem Bruder, dem Vater selbst offen zu widersprechen. Und hat man erst die Frau, hat man bald auch wohl den Mann. Das ist ein Bröbchen holsteinischer Lakstif. Immer mindestens ein Duzend Eisen im Feuer; und Niemand durfte doch ahnen, daß der Herr Geheimrath auch nur ein Zündholz bei sich trage. Unermüdl. Jedem Wink erreichbar. Vor keinem Auftrag von prüden Bedenken gehemmt. Der Treuste der Treuen. Des Kanzlerhauses Fridolin. „Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen, durst' er sich nicht im Dienste quälen.“

Das wurde anerkannt. Fleiß und Klugheit. Von Herbert enthusiastischer als vom Vater. Der lobte, daß Holstein sich von persönlicher Eitelkeit frei halte, tadelte aber seine Unverträglichkeit, den Mangel an Wohlwollen in seinem Wesen. In Petersburg hatte er Kurt von Schloezer verflucht, den Bismarck dann aber schnell schätzen lernte. Von Paris aus ging's über Arnim her. Und nun gab's täglich den widrigen Hundejungenärger; kleine und große Konflikte mit Haysfeldt, Bucher, Keudell, Busch. Schließlich wollte Keiner mehr mit dem Unbequemen arbeiten. Schloezer bekam, wenn er ihn nur sah, eine weiße Zunge, Bucher klagte über Gallenaffektion, wollte aus dem Dienst und sagte der Fürstin, die ihn ihr Büchlein nannte, rund heraus, er komme abends nicht mehr zu Tisch, wenn er stets fürchten müsse, Holstein zu finden. Der erdreistete sich, Buchers Not- und Briefentwürfe zu corrigiren, und hatte ihm für eine Weile sogar Herbert verfeindet. Ein schwieriger Passagier. Wenn man ihn aber zwingt, aus dem Wagen zu steigen, riskirt man, daß er, vielleicht im Ausland, zu plaudern anfängt. Ist auch schwer zu entbehren. Wo hat man denn gleich wieder Einen, der mit der schmutzigen Wäsche so Bescheid weiß? Ein Genß ist er nicht; und dem Chef fiel nie ein, ihn auf eine Stufe mit Bucher zu stellen. Als Herbert ihn allzu laut rühmte, hörte er das Citat: „Dein Vater braucht einen Alba; daß er Diesen braucht, Das ist es nicht, warum ich ihn beneide“. Im Interesse des Dienstes mußte Jeder rücken, damit Alle Platz hatten. Der em-

pfindliche Geheimrath, der jedes Zufallswörtchen übel aufnahm, würde sich ja nicht mehr ändern. War also mit seinen Schönheitsfehlern zu verbrauchen. Für jeden Fall hatte man in ihm einen zuverlässigen Knecht. Als Zeuge vor dem berliner Stadtgericht hatte er, unter seinem Eid, gesagt: „Für mich machte es einen sehr wesentlichen Unterschied, ob der Reichskanzler aus freiem Willen oder durch ein Naturereigniß gezwungen vom Schauplatz abtrat oder ob er durch eine politische Aktion beseitigt wurde. Nach meinen Gefinnungen (ich bin vor vierzehn Jahren als Attache bei Herrn von Bismarck eingetreten und habe stets in näheren Beziehungen zu ihm gestanden) waren meine Sympathien im zweiten Fall gänzlich für den Fürsten Bismarck.“

Daran zweifelte auch im März 1890 noch Niemand. Hat der Schüler damals den Meister verrathen? Das kann nicht bewiesen, darf also auch nicht behauptet werden. Schloezer schwor drauf. Bucher hob die Achseln und meinte, er habe ja immer gesagt, daß der Mann höchstens zum Gesandtschaftgalopintauge. Sicher ist nur, daß dem Kaiser heftige Worte, die Herbert vor den Vertrauten gesprochen hatte, damals merkwürdig rasch hinterbracht worden waren und daß Caprivi der selben Frau von Lebbin befreundet war, auf deren politische Weisheit Herr von Holstein wie auf delphischen Spruch lauschte. (Der Wilhelmstraßenwitz hat die umworbene Dame drum „Reichsriele“ getauft.) Mit Herberts Rücktritt wurde nicht gerechnet. Der, dachte man, bleibt wenigstens noch ein Weilchen; und Der läßt nicht von seinem Holstein. Als der Staatssekretär dann der Versuchung widerstand, glaubte man, die Leitung des Auswärtigen Amtes, die unter der Kanzlerschaft eines der internationalen Politif völlig fremden Generals erhöhte Bedeutung gewann, werde dem Unterstaatssekretär Grafen Berchem anvertraut werden, der die Verhältnisse kannte und als bayerischer Katholik werthvolle Beziehungen zum Centrum hatte. Kein Mann nach dem Herzen Holsteins. Bayern ward denn auch von Baden verdrängt. Freiherr Marschall von Bieberstein, der in Mannheim Staatsanwalt gewesen war, wurde Herberts Nachfolger; und Graf Berchem ging bald, obwohl ihm noch vor der Anciennetätgrenze Titel und Rang eines Wirklichen Geheimen Rathes verliehen worden war. Die in Berlin beglaubigten Diplomaten spotteten über den neuen *ministre étranger aux affaires*, und ein schlimmer Schreiber (der schon damals die „Zukunft“ herausgab) verglich das Haus Wilhelmstraße 76 den Marschall-Inseln, auf denen nur Kopra wächst. Um dem gesunkenen Prestige wieder aufzuhelfen, wollte man einen Gesandten zum Unterstaatssekretär machen. Herr von Alvensleben fand das brüsseler Klima behaglicher als das berliner. Herrn von Rotenhan, der das Deutsche

Reich in den La Plata-Staaten vertrat, konnte die Wahl nicht schwer werden: im Bezirk des Gelben Fiebers und des argentinischen Krachs war nicht gut hausen. Er kam; und in der Wilhelmstraße regirten nun drei Herren, die in Hannover, Mannheim und Buenos-Aires die Wetterbildungen internationaler Politik beobachtet hatten. Doch Holstein war ja geliebt. Der kannte jedes Rädchen in der Maschine. Dreißig Jahre unter Bismarck gearbeitet. Den listigen Harry überlistet. Wer Den hat, braucht nicht zu zagen. Braucht sich bei den Scheidenden nicht einmal nach dem Stande der Geschäfte zu erkundigen. That es auch wirklich nicht. Die Geheimräthe Kapfer und Riederlen-Waechter waren als Träger der Tradition nützlich. Als die Perle des Amtes aber und als Retter aus jeder Noth wurde Herr von Holstein gepriesen.

*

Endlich... Oft genug hatte er vorher gestöhnt: „Nur einmal die Macht zum Wirken haben, einmal nur mit Menschenarm das Rad des Weltverhängnisses drehen oder hemmen!“ Jahre lang; Jahrzehnte. Nun war's erreicht. Leporello durfte den Herrn spielen. Zwar: Bismarck war durch eine „politische Aktion“ beseitigt; aber wer konnte denn beweisen, daß Holsteins Sympathien nicht, wie 1874, „gänzlich“ für den Fürsten waren? Daß sein Streben nicht nur der Aufgabe galt, das Werk des Großen zu wahren? Einerlei. Holstein triumphans. Keiner ringsum, der Bescheid wußte, die Personalien kannte, eine Depesche zu schreiben vermochte. Im kühnsten Traum war ihm so stolze Hoffnung nicht genahrt. Endlich die Möglichkeit, de donner sa mesure und Buchers Urtheil zu widerlegen. Er blieb im Dunkel. War nicht auf Hofbällen, nicht an Galatafeln noch je im Reichstag zu sehen. Draußen sollte Niemand wissen, welche Hand das Gesträhn deutscher Politik knüpfe und löse; mochte Jeder ihn für einen Duzendgeheimrath halten. Gern gönnte er den Anderen den Schein der Herrschaft: Caprivi, Hohenlohe, Bülow, Marschall, Richt-hofen. Die durften den Applaus einheimsen und ihr Lob in der Zeitung lesen; wenn sie nur seine Kreise nicht störten. Er wollte nicht sichtbar sein, nicht genannt werden. War unglücklich, vom Aerger krank, wenn sein Name einmal in die Presse kam. Ihm genügte die Wirkensmöglichkeit und das Bewußtsein der Macht. Die hatte er. Von dem Tag an, da er Caprivi überredete, den Affekuranzvertrag mit Rußland nicht zu erneuern, bis ins Jahr 1906. Drei Lustren lang hat er der internationalen Politik des Deutschen Reiches die Richtung gewiesen. Das ist (mit hitzigem Eifer besonders von den Herren, die für die Firma zeichneten) bestritten worden; ist aber wahr. Diplomaten, die lange in

Berlin waren, trugen ihre Wünsche und Fragen der zuständigen Durchlaucht oder Excellenz vor, wußten aber, daß die Antwort von Holstein diktiert war.

Nie hatte ein Beamter in einem modernen Staat solche Stellung gehabt. Bis ins ancien régime muß man zurückgehen, um Ähnliches zu schauen. François le Clerc du Tremblay, den die Geschichte als Vater Josef kennt, hat im Dunkeln fünfzehn Jahre lang Frankreichs internationale Politik geleitet. Doch der Kapuziner, dem Richelieu blind vertraute, trat immerhin manchmal hervor; ging nach Regensburg auf den Reichstag, verhandelte selbst mit Bernhard von Weimar und hätte gern den Kardinalshut aufs Haupt gesetzt. Daß er bis zu seinem Tode die Graue Eminenz blieb, war nicht sein Verdienst, sondern Urbans des Achten, der dem skrupellosen Politiker den Purpur weigerte. Holstein hat nie in hellem Licht, nie vor einer Hörermenge eine Verhandlung geführt. Er war noch weniger eitel als der Provinzial der Touraine und fühlte sich eigentlich nur in seinem Winkel wohl. Da spannt er still sein Netz; und pries den guten Tag, wenn eine arme Fliege sich drin gefangen hatte. Solche Tage waren nicht selten; denn das Netz war von Jahr zu Jahr größer geworden. Polyphemos (so nannten ihn Manche, weil er mit einem Auge kaum noch sah und, wie der Sohn Poseidons, Menschen verschlang), der unheimliche Kyklop, hieß es, weiß Alles; nie bleibt ihm verborgen, wer die Räume eines Reichsamtes betritt und was dort dann geredet wird. Er hat, wie weiland der spanische Karl, die Hand über den ganzen Erdboden und ist Euch Alles in Allem. Ueberwacht die Diplomatie, hat in jeder Hauptstadt seine Agenten und Spione und liefert Geheimberichte, aus denen der Kaiser erfährt, wie seine Botschafter, Gesandten, Räte und Sekretäre arbeiten und sich die Zeit vertreiben. Vorsicht! Einer, dem Der nicht traut, ist verloren. Den Kaiser sieht er fast nie (Das würde ja auffallen), kann sich dennoch mit besserem Recht aber als jeder Minister rühmen, das Ohr des Monarchen zu haben. Er hat Schloezer aus Rom, Radomiz aus Konstantinopel, den Zarengünstling Werder aus Petersburg, den Prinzen Reuß aus Wien weggebracht und Alle durch Leute ersetzt, auf die er sich verlassen konnte. . . So mächtig war, als so mächtig galt dieser Mann, dessen Name öffentlich nie genannt werden durfte.

Einmal nur wurde er, genau zwanzig Jahre nach dem Prozeß Arnim, genannt: als der „Kladderadatsch“ den lustigen Krieg gegen den Grafen Troubadour (Philipp Gulenburg), Herr von Spähle (Kiderlen) und den Austerfreund (Holstein) begann. Die Drei, die oft in Borchardts berühmter Weinstube beisammen saßen, wurden verdächtigt, tüchtige Diplomaten weggebissen, unfähigen Freunden Stellungen verschafft, die Kluft zwischen Berlin und Frie-

drucksruh künstlich vertieft und dem Kaiser Zeitungartikel, die sie selbst lancirt hatten, als Produkt bismärckischen Grolles vorgelegt zu haben. Stoff genug zu einem Strafprozeß. Den wollten aber weder die Angegriffenen noch die ihnen vorgeetzten Excellenzen. Say from whence you owe this strange intelligence? Das nur war hier die Frage. Doch die Redakteure des Witzeblattes waren nichtredseliger als MacbethsHexen. Herr von Kiderlen-Waechter forderte einen (den tapferen Poeten Polstorff, der in diesem Lenz gestorben ist) vor die Pistole. Graf Eulenburg dichtete und komponirte in Wien ruhig weiter. Und Holstein? Ueberall las ich, er habe sich nicht gerührt. Das ist ein Irrthum. Er sandte sogar zwei Kartellträger aus; suchte den Gegner aber in höherer Region. Zuerst ließ er den Grafen Herbert Bismarck foramiren. Der erklärte, nicht allzu artig, er wisse von der Geschichte nichts. (Und sprach die Wahrheit. Im Hause Bismarck hat Keiner je erfahren oder auch nur geahnt, von wannen dem „Kladderadatsch“ die Wissenschaft kam.) Dann sollte Graf Guido Henckel, der jetzt Fürst Donnersmarck heißt, die Ordalienprobe bestehen. Den kannte der Geheimrath noch aus der pariser Paiva-Zeit sehr genau. Alte Freunde. Nun aber entzweit; und merkwürdig: seit dem Zermürfniß war über Henckels Haus die Hofacht verhängt. Sicher hatte der schlaue Guido dem Witzeblatte die Munition geliefert. Doch vom Pariser Platz kam die selbe Antwort wie aus Schönhausen; denn auch Henckel kannte den Schützen nicht, hatte Polstorffs Feuerrohr nicht geladen. Hier aber gab es eine Ueberraschung. Henckels Sekundant war Graf Waldersee. Klang es nicht unglaublich? Waldersee, der im Bund einst der Dritte gewesen war und mit dem Holstein so manchen feinen Plan ausgeheckt hatte? Der als Generalstabschef immer wußte, was in der Wilhelmstraße vorging und die sekretesten Berichte kannte? Der providentielle Mann, der die Russen eines Tages mores Germanorum lehren sollte? „Rebel dampft auf dunstgen Höhn, schön ist häßlich, häßlich schön!“ Zu dem Greisenduell kam es nicht. Als dann aber Waldersees Agent Normann-Schumann und Waldersees Vertrauensmann Tausch von der Wilhelmstraße aus verfolgt und von ihren Weideplätzen vertrieben wurden, wußte der in Altona kommandirende General genau, wem er die Angstmonde zu danken habe.

Zur Freundschaft hatte Holstein eben so wenig Talent wie Harry Arnim. Wenn die Sache, der persönliche Vortheil es wollte, opferte der Geheimrath ohne Zaudern den liebsten Kumpan. Henckel, Waldersee, Herbert, Kiderlen, Eulenburg: Keinem hat er die Treue gehalten. Und fast immer wandelte die Intimität sich in Haß. Caprivi klagte bitterlich über die Pein, die Holstein ihm bereitet habe. Die Leute sogar, denen er ans Licht geholfen hatte und die

ihm dafür dankbar waren, kamen auf die Länge nicht mit ihm aus. Er hatte, damals noch in trauter Gemeinschaft mit Philipp Eulenburg, Herrn von Bülow für das Staatssekretariat erklärt, dem ins Kanzleramt Beförderten in Richtshofen einen gutmüthigen und fleißigen, doch subalternen Nachfolger gegeben und Herrn von Mühlberg, der in der Handelspolitischen Abtheilung sehr nützlich gewesen, der eigentlichen Politik aber fremd geblieben war, auf den Platz des Unterstaatssekretärs gelooft. Keiner der Drei schied in Frieden von ihm. Im Lauf der Jahre war seine Herrschsucht ins Unerträgliche gestiegen. Hatte er nicht das Ohr des Kaisers? Waren die Entlassungsgesuche, die er prompt einreichte, wenn er seinen Willen nicht sofort durchsetzen konnte, nicht stets mit schmeichelnder Beschwichtigung abgelehnt worden? Kannte er die Mysterien der Höfe, Kanzleien und Redaktionen nicht wie den Inhalt seiner Hosentasche? Und auf seine alten Tage sollte er sich nun nach diesen Herren richten, die sich an seinem Leitseil auf die Höhe getastet hatten? Ihm wurde vor der Gottähnlichkeit nicht bang. Marokko sollte sein Meisterstück werden. Rußland gelähmt, Frankreich vereinsamt: jezt oder nie war die Vogelfangefahr aus der deutschen Welt zu schaffen. Wenn wir den Franzosen die Zähne zeigen, kriechen sie ins Mausloch. Nur nicht nachgeben: dann bekommen wir jede Konzession und jeden Bündnißvertrag, die wir wollen. Diesmal war der Kluge wider Vermuthen aber klug genug, nicht klug zu sein. Er kannte seinen Kaiser nicht, den er doch schon als jungen Prinzen durchaus studirt zu haben wähnte. Der Plan, Frankreich vor die Frage zu stellen, ob es Deutschlands Freund sein oder die Kosten eines britisch-deutschen Krieges bezahlen wolle, kam aus einem politischen Kopf, war nach dem ersten lauten Wort aber unausführbar. Und nun wurde die graue Excellenz (der Titel des Wirklichen Geheimen Rathes war ihm längst verliehen) nervös; schimpfte auf Gott und die Welt, stand Keinem mehr Rede, weigerte sich, die Akten aus der Hand zu geben, und merkte gar nicht, daß juft er ausersehen sei, als Sühnbock alle Missethat in die Wüste zu tragen. Zuerst hieß es: „Niemand wagt sich mehr in Holsteins Zimmer.“ Dann: „Mit Holstein geht es nicht weiter.“ Endlich: „Holstein hat uns die ganze Suppe eingebrockt.“ Radowig, den er für tot hielt, kam aus der Eskorialprovinz nach Algefiras. Das war das Ende. Nach solcher Schlappe, als sein eigener Schatten, durchs Amt huschen? Jeder Hilfsarbeiter hätte dem Tyrannen von gestern ins Antlitz gelächelt. Nein. Höchste Zeit, den Abschied zu fordern; diesmal im Ernst. Schon wisperts aus den Ecken: „Er hat Richtshofen in den Tod und Bülow aufs Krankenbett gärgert! Auch der Kaiser will von ihm nichts mehr wissen!“ Allerhöchste Zeit. Sonst verlernten die Kreaturen völlig das Zittern.

Immer hatte er gehofft, in den Stielen sterben zu können. Vorbei. Er durfte noch die Brillanten zum Rothen Adler-Orden mitnehmen. Schlechter Trost. Und Radowicz trug endlich nun doch den schwarzen Preußenaar auf der Brust.

... Bene qui latuit bene vixit. War dieses Leben, das sich dem Blick so scheu immer barg, glücklich zu preisen? Herr von Holstein ist ans Ziel seines Wunsches gelangt: er hat geherrscht, in seinem Winkel alle Wonnen der Macht ausgeschlürft und sich manchmal als den Mann des Schicksals gefühlt. Ringsum aber wohl auch den lauernden Haß; und nah dem Herzen brannte es oft wie eine hautlose Stelle. Den Willen zur Macht bediente kein Schöpfergeist; nur der listige Geschäftssinn eines erfahrenen Geheimrathes. Unter Blinden war dieser Einäugige König. Wenn er heute aber zurückschaut: wo liegen seine Reiche? Deutschlands internationale Politik war nie schlechter, ihr Ertrag nie dürftiger als in den drei Lustren holsteinischer Herrschaft. Die Männer seiner Wahl blieben unfruchtbar; und die Berichte der Agenten, auf die er so stolz war, meldeten meist nur Gefindestubenklatsch. Das Wichtigste erfuhr er nie. Er ahnte nicht, daß Rudini sich mit Giers verständigt habe, daß den Briten der Sieg im Transvaal sicher sei, daß Japan um jeden Preis den Krieg gegen Rußland wagen wolle. Ahnte nicht, daß er selbst in thörichtem Wüthen den neuen Bund der Westmächte schließen half. Als Bismarck ging, war Frankreich, als Holstein ging, Deutschland vereinsamt. Kein Reich also erobert, keine nützlich fortwirkende politische Tradition geschaffen; und kein warmes Heim in Menschenherzen gefunden. Groß und Klein athmete auf, als Herr von Holstein entlassen war; und er wäre rasch vergessen worden, wenn die Hinterbliebenen nicht seine Rache gefürchtet hätten, irgend eine „Enthüllung“, ein Bombardement mit Papierkugeln. Ohne Frucht, ohne Liebe schied er und ließ keine Sehnsucht zurück. „Er möchte wohl,“ sagte Bismarck (der ihn gewiß niemals, wie Geschichtsträger verbreitet haben, den „Kerl mit den Hyänenaugen“ genannt hat), „kann aber nicht. Er hatte Ehrgeiz großen Stils, doch zu wenig Augenmaß; und war eigentlich mehr Arnims Schüler als meiner. Nur im Souterrain zu brauchen. Daß er nach meiner Entlassung im Amt blieb, verstand sich von selbst, und daß er sich unter den kleinen Leuten dann sehr groß vorkam, war begreiflich; dumm nur der Uebereifer, der ihn trieb, mir und meinem Sohn seine ungeschickten Spione auf den Hals zu heßen. Ein Bißchen Vornehmheit konnte er in meinem Haus doch in dreißig Jahren lernen. Aber er hielt Jeden für einen Kujon und dachte: Wenn ich ihm kein Bein stelle, stellt er mir eins. Setzt soll er ja den Grauen Staat haben. Ja . . . Auf der inneren Iris hatte er immer schon Flecke.“

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten
Constructions.
Strassenlocomotiven und
Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Spe-
cialitäten in allen practischen
Grössen und zu den mässig-
sten Preisen.
John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vor-
züglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

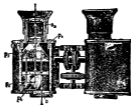
Gefällige Bestellungen erbitten
per Telefon: Amt VI, 3013, Amt IX, 9191, Amt III, 2633 u. 2632
Die Direktion.



Restaurant Hundekehle im Grunewald

☛ Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) ☛ täglich in der Wein-Abtei-
lung in geschloss. Räumen.
Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original
Pilsner — Weihenstephan — Berliner Bockbrauerei.
Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn
in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.
Hermann Otto, Hofflieferant.

Goerz-Triëder-Binocles



Bis jetzt ca. 95 000 Stück geliefert.

Für Theater, Jagd, Reise, Sport und Militärdienst. Unübertroffen
an Bildschärfe. Viermal grösseres Gesichtsfeld als Operngläser alter
Construction. In vielen Armeen eingeführt und amtlich empfohlen.
In Tragen und Handhabung bequem. Erhältlich bei den Optikern
aller Länder und bei

Optische
Anstalt

C. P. Goerz

Aktien-
Gesellsch.

Berlin-Friedenau 56.

LONDON

NEW YORK

PARIS

Nordlandfahrten



Dreizehntägige Erholungsfahrten

in die
Nordische Alpenwelt

mit dem einzig für diesen Zweck erbauten
neuen Topfischensudendampfer

„Meteor“

ab Hamburg 2. Juli, 17. Juli, 2. August,
17. August.

Besucht werden: Edda, Bergen, Gud-
vangen, Gulhøimen, Molde, Haro, Trant-
heim, Alrek, Gjesfjord, Die, Lorn.

Der/die Fahrt durch die malerischen Fjorde
mit stets wechselndem Panorama.

Fahrtweise, je nach Lage des Schiffsplatzes, von

250 Mark

an aufwärts.

Die Kabinen, im Durchschnitt pro Tag
berechnet, sind kaum höher als die täglichen
Kuldenkalkulationen in einem erstklassigen Hotel
eines beliebigen Kurortes. Ein Hotel liefert
aber nur Wohnung und Mahlzeiten, während
auf dem „Meteor“ neben diesen beiden auch
noch die Verpflegung geboten wird.

Näheres erhalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung, Hamburg.
Vergnügungscorssen.

Institut für Schlammbehandlung.

Chronische u. akute
Gelenk — Nerven —
Frauenleiden

lokale Packungen mit Panzerschlamm
(Med. Klin. No. 53, 05.)

Dr. H. Karfunkel, Arzt, Friedrichstr. 8.

Panzerschlamm für Hauskuren.

WEIMAR 1906

III. Ausstellung des
Deutschen Künstlerbundes

1. Juni bis 15. Oktober von 9—6 Uhr geöffnet.

Eintritt 1 Mk.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von

BREMEN
nach
AMERIKA

New-York via Southampton · Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore · Galveston · Cuba

Süd-Amerika · Brasilien · La Plata

Mittelmeer · Aegypten

Ostasien · Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Siehe erschienen:

Sexualleben und Nervenleiden. Die nervösen Störungen sexuellen Ursprungs. Von Nervenarzt Dr. L. Löwenfeld in München. Vierte völlig umgearb. Aufl. M. 7.—
Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben. Von Prof. W. v. Bechterow in St. Petersburg. M. 3.—
Nervenleben und Weltanschauung, ihre Wechselbeziehungen im deutschen Leben von heute. Von Dr. Willy Hellpach. M. 2

Spezialangebot für Qualitätsraucher!

Zur Einführung:

| No. | La Resulta, pro mille | Mk. | 60— | leicht, mittel, kräftig |
|--------|----------------------------------|------|-----|-------------------------|
| No. 50 | St. Felix, Specialität pro mille | 70— | | kräftig |
| No. 51 | Felix Brasil | 70— | | |
| No. 74 | La Reina unsortiert | 80— | | mittel, kräftig |
| No. 71 | Sol Cubana | 81— | | |
| No. 76 | Syndicus | 80— | | |
| No. 65 | Nora | 85— | | |
| No. 75 | El Colegio | 103— | | |
| No. 78 | La Condesa | 110— | | |
| No. 63 | La Marquesa | 110— | | |
| No. 73 | La Princesa | 130— | | |
| No. 69 | Jose Vargas | 100— | | |

Diese aus dem edelsten Brasil-, Sumatra- und Havana-Tabaken hergestellten Cigarren zeichnen sich aus durch schönen Brand und feines, mildes Aroma.

Probekiste nicht unter 100 Stück; per Nachnahme oder vorherige Ein-sendung des Betrages. Von 300 Stück ab franko in Deutschland.

Karl Nöldeke, Cigarren-Versand, Bremen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, den 22./6. **Erdgeist.**
 Sonnabend, den 23. und Montag, den 25./6.
Der Kaufmann von Venedig.
 Sonntag, d. 24./6. **Ein Sommernachtstraum**
 Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: Dr. Martin Zickel, Friedrichstr. 235.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr.

Das Fest der Handwerker.

Vorher:

Die Verlobung bei der Laterne.

Neues Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Heute und folgende Tage

Orpheus in d. Unterwelt.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Kleines Theater.

Heute und folgende Tage, Abends 8 Uhr.

Ein idealer Gatte

Sonntag, den 24./6. Nachm. 3 Uhr.

Der Unverschämte. Hille Bobbe.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Frühstück 20
 Berlin
 bureau
Patent-Arendt

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

*Dejeuners * Dinners * Soupers*

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

Busch-Hand-Kameras

Besondere
 NEUHEITEN
 1906.

| | | | |
|----------------|-----------|--------|-------|
| Agob | } Kameras | Mark | 30-40 |
| Liliput | | 70-130 | |
| Doppel-Liliput | | 90-150 | |
| Drei-Preis | | 82-168 | |

Busch Bis-Telar!

Tele. Objektiv höchster
 Vollendung.



Busch-Objektiven.

Zu beziehen durch alle photogr. Handlungen, Kataloge gratis und franko.
 Rathenower Optische Ind.-Anstalt, von Emil Busch, i. G., Rathenow.

Berliner-Theater-Anzeigen**KOMISCHE OPER**

Direktion: Hans Gregor.

Heute und folgende Tage. Abends 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.**Cabaret****Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Hansaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.**Metropol-Theater**

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollander.Bender.
Josephi.
Massary.Gianpietro.
Steidl.
Lilly Walter.**Landes-Ausstellungs-Park.**Neu erbaut: Festsäle, Café u. Condorei,
gedeckt, Gartenhallen, Fontaine lumineuse.
Dejeuners v. 2,50 Mk. ab 2 Uhr Nachm.
Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.
Täglich: Doppel-Concert.**VERFASSER** v. Dramen, Gedichten,Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
zeitlichen Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.**Secession** Kürfürsten-

Geöffnet täglich 9-7 Uhr

damm 208/209.
Eintritt 1,- Mk., Sonntags 0,50 Mk.Als eine erste **Bezugsquelle** für die Beschaffung einer **gediegenen,**
vornehmen, stilgerechten≡≡ **Wohnungs-Einrichtung** ≡≡

empfeht sich die altrenommierte Firma

Societät Berl. Möbel-ZischlerDekorationen und
:: Teppiche ::Sonderausstellung von Speisezimmern,
Herrenzimmern, Salon und Schlaf-
zimmern von 300 M. anKopien antiker
:: Möbel ::Berlin SW., nur
a. d. Jerusalemer Kirche 3.**Potsdamer-Str. 75 Kleiner Hochbahnstation Bülowstrasse.
Botanischer Garten.**Schönster Naturpark Berlins. Volkspark Entree frei. **Neu eröffnet.****Täglich gr. Militär-Doppel-Konzerte.****Ia. Bier-Restaurant. Konditorei und Wein-Restaurant.****Entree** im Nachmittags 8,25 Mk. Sonntag 8,50 Mk. **Saison-Dauerkart.** Erwachsene 5 Mk., Kinder evtl. 12 Jahres 5 M. Für Familien v. d. dritten Karte ab 2 Mk. Erstaufg. g. Besondere Vergünstigung.

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für Nervenranke u. Entziehungskuren
 Moderner physikalisch-diätetisch geleiteter Anstalt mit
 familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **Carl Adolf Passow**. J. 55.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Johannisbad Eisenach 26

Kuren m. giftfreien Pflanzen-
 säften. Schönheitspflege.
 Behandlung chron. Leiden,
 besonders Frauenleiden.

Sanitätsrat Dr. Hilfinger. Dir. Johann Glau.

Frl. Dr. med. Szalkay (Ostr. appt.)

3 Kurhäuser
 Prospe. und Kur-
 beschreib. gratis

Fusschweiss auch Hand und Achselchweiss
 sofort geruchlos und normal durch
 „Miotan“
 (gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-
 Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.
 Echt einzig und allein bei **Max Arnald**,
 Berlin C. 13, Seydelstr. 31A am Spittelmarkt.

Sanatorium für
Hautkrankheiten und Kosmetik
 Park gg. Palmengarten. Ausführliche Prospekte frei.
 Leipzig. Dr. med. M. Jhle.

Nervenschwäche der Männer.
 Ausführliche Prospekte
 mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
 gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
 Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900 •
Für Magere u. Schwache!
 Bekömm. Nahrung, ideale Körpergewichts-
 zunahme, volle Figur werden die Beschäft.
 Pohl's Herkules-**Desserts**,
 Nähr- und Kraft-
 sind unverzichtbar. Halb-, fett- u. mager-
 süßlich, regen d. Appetit an, für den Blasen-
 apparatus. leicht verdaulich f. Oberrheiner
 u. Kinder. In einer Woche sehen sie 6 Pfund
 Zunahme. Garantiert völlig unerschöpflich.
 Viele Dankschreiben. Kosten Mk. 4,00 franco.
 3 Kartons 12. 11.—. 1/2 K. p. Nachnahme.
Georg Pohl, Berlin, Hohenstaufenstr. 69

Alkohol-Entziehungskuren
 Kuranstalt Rittergut Nimbsch a. Bober
 Post Reinswalde, Kr. Sagan in Schlesien
 (früher Rittergut Niendorf a. Sch.) Ge-
 gründet 1895. Prospekt frei.
 Sanitätsrat Dr. Lerehe,
 Alfred Smith, Rittergutsbesitzer.

Schockethal bei Cassel.
 Ideal-Kuranstalt f. nat. Heilw. Gr. Erfolge.
 Märchenh. Lage Waldspk. Wassersport, Jagd.
 Prosp. Equip. Teleph. Bdg. Art: Dr. Schmittel.

Grossbuchbinderei
 Spezialität bessere Einbände
Franke & Flügel, Berlin, Oranienstr. 119.

Seeben erschienen — 1489—1906. —
Malleus Maleficarum
Der Hexenhammer.
 Erste vollständig. deutsche Ausg. d. Orig. v. 1489.
 v. J. W. R. Schmidt. 3 Tle. 20 M., Oct. 24 M.
 Tl. I. 6.— M., Tl. II. 8.— M., Tl. III. 6.— M.
 Jeder Teil einzeln käuflich.
 Es ist unmöglich, d. Geschichte der Hexen-
 prozesse richtig zu verstehen, wenn man den
 Hexenhammer nicht kennt — aber man kennt
 d. Gesch. der Hexenprozesse, wenn man den
 Hexenhammer gelesen hat! Es ist ein blut-
 erregendes, furchtbar! Es ist ein blut-
 erregendes, furchtbar! Keine Folterqualen,
 Martern, Unachtsamkeiten nichts Schreckliches
 existiert, das hierin nicht s. Ausdruck gef. hätte.
 Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und
 sittengeschichtl. Werke gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W30, Habsburgerstr. 10.

Photogr. Apparate
 neueste Modelle, nur erstklassige
 Fabrikate zu Originalpreisen
 gegen bequeme Teilzahlungen
 ohne Preisermäßigung.
Goerz Triöder Binocle,
Hensold's Dachprisma-Feldstecher,
Erstkl. Harmoniums.
 Jll. Kataloge kostenfrei.
Schoenfeld & Co. Hermann Rascher,
 BERLIN SW. 11, Schöneberger Str. 9.

Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche
Schwefelseife

Waschen Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
rühmlichst bekannten **Toiletteseife**
Gegen rauhe, spröde u. fleckige Haut, beseitigt
Sommersprossen etc. und ist unerreichbar zur
Erzielung einer zarten, sammelweichen Haut.
Preis à Paket mit 2 Stück 50 Pfg.
3 Pakete nur M. 1,25

Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer, Berlin W. 30, Frobenstr. 21

Sanatorium **F**inkenwalde bei Stettin

Idyllisch geschützte Lage inmitten herrlich. Buchenwäldes. Vornehm ein-gerichtete Räume. Individuelle Behandlung von Nerven- Magen- und

Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit. Elektrische (Licht) Bäder, Bestrahlungstherapie, Vibrationsmassage, Taure-Brandt'sche Massage, Dampf-Heissluftbäder, Hellygymnastik, Licht-Luft- und Sonnenbäder, Liegehalle, Tennisplatz. Prospekte durch den leitenden Arzt Dr. med. **Fritz Bahmann**.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium
für **Zuckerkrankhe**
Dresden-Strehlen, Residenzstrasse Eigenes Laboratorium Nbh. im Prospekt.

Berliner Terrain und Bau Aktiengesellschaft.

Bilanz per 31. Dezember 1905.

| Aktiva. | | „ | ⌘ |
|------------------------------|----------|----|---|
| General-Grundstück-Konto | 4377924 | 26 | |
| Terrain-Konto Steglitz | 712626 | 41 | |
| Bau-Konto | 861646 | 96 | |
| Bau-Inventar-Konto | 1 | | |
| Bureau-Inventar-Konto | 1 | | |
| Fuhrwerks-Konto | 603 | | |
| Versicherungs-Prämien-Konto | 1466 | 32 | |
| Kautions-Effekten-Konto | 111861 | 30 | |
| Effekten-Konto | 237495 | | |
| Strassenbau-Kautions-Konto | 850 | | |
| Konto-Korrent-Konto | 1091258 | 93 | |
| Kassa-Konto | 9046 | 99 | |
| | 13803158 | 37 | |
| Passiva. | | „ | ⌘ |
| Aktien-Kapital-Konto | 4500000 | | |
| Reservofonds-Konto | 228167 | 59 | |
| Hypotheken-Schulden-Konto I | 2300000 | | |
| Hypotheken-Schulden-Konto II | 5490000 | | |
| Kautions-Konto | 111861 | 50 | |
| Bauzinsen-Konto I | 480 | | |
| Bauzinsen-Konto II | 225000 | | |
| Konto-Korrent-Konto | 1007136 | 65 | |
| Gewinn- und Verlust-Konto | 81722 | 63 | |
| | 13803158 | 37 | |

Die Auszahlung von M. 60.— für jeden Dividenden- bzw. Zinsschein No 2 erfolgt von heute ab bei der Gesellschaftskasse und bei dem Bankhause Carl Neuburger, niernschest, Französischestr. 14.

Berlin, den 11. Juni 1906
Berliner Terrain und Bau Aktiengesellschaft.
F. A. K.

Aktiengesellschaft für Montanindustrie.
Bilanz per 31. März 1906.

| Aktiva | | „ | ⌘ |
|---------------------------------------------------|----------|----|---|
| Kassa-Bestand | 616699 | 48 | |
| Wechsel-Bestand | 56019 | 40 | |
| Konto-Korrent-Konto | 4523419 | 10 | |
| Konsortial-Konto | 2396325 | 79 | |
| Effekten-Bestand | 5726229 | 58 | |
| Grundstück-Konto | 200000 | | |
| Mobilien-Konto | 1 | | |
| | 13426994 | 35 | |
| Passiva | | „ | ⌘ |
| Aktien-Kapital-Konto | 8500000 | | |
| Obligationen-Konto | 1800000 | | |
| Obligationen-Rückz-Konto | 63240 | | |
| Obligationen-Zinsen-Konto | 14540 | | |
| Dividenden-Einlös-Konto | 2020 | | |
| Konto-Korrent-Konto | 1656366 | 07 | |
| Reserve-Fonds-Konto | 325378 | 78 | |
| Accepte-Konto | 250000 | | |
| Reingewinn | 814449 | 50 | |
| | 13426994 | 35 | |
| Gewinn- u. Verlust-Konto per 31. März 1906 | | „ | ⌘ |
| Debet | | „ | ⌘ |
| Verwaltungskosten incl. Steuern | 88001 | 19 | |
| 2% Agio auf M. 120'000 verlosto eig. Obligationen | 2400 | | |
| Abschrift auf Mob.-Konto | 19875 | | |
| Reingewinn | 814449 | 50 | |
| | 905819 | 19 | |
| Kredit | | „ | ⌘ |
| Gewinn-Vortrag vom 1. 4. 05 | 101327 | 05 | |
| Zinsen und Provisionen | 285480 | 67 | |
| Gew. aus Effekt. u. Konsortialgesch. | 517871 | 47 | |
| | 905819 | 19 | |

Berlin den 9. Juni 1906
Aktiengesellschaft für Montanindustrie.

Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen.
Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler.
Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel,
Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungs-
briefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine
Denkschrift über das Dresdner Hausgerät
Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preis-
buch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche.
WERKSTÄTTEN: BLASEWITZER-
STR. 17; VERKAUFS- UND AUS-
STELLUNGSRÄUME: RINGSTR. 15.



Bremerhaven
und des

**Nordsee-
Bädern**

Norderney · Juist
Borkum · Langeoog · Helgoland
Amrum · Wyk a. Föhr · Sylt · Larkolk a. Röm

sonst von
Bremen u. Wilhelmshaven.
nach Wangerooge u. Spickeroog

Fabriziane u. direkte
Fahrtarten auf allen
größeren Eisenbahn-
Stationen

Norddeutscher Lloyd
Bremen
Europäische Fahrt

Nebenverdienst erwirbt sich jeder durch den Verkauf der



Alemannia-Fahrräder.

Verlangen Sie **Pracht-Katalog No. 361** über Fahrräder u. Zubehörteile **gratis** und **franko**, ehe Sie kaufen. — Probe-Fahrrad auch zum Ausnahmepreis. — Pneumatikmäntel **M 3,70**, mit Garantie **M 4,50** u. **5,70** — Schläuche **M 2,80** **3,30** u. **3,80**.

J. Fries, Beseler Nil., Fahrradwerke, Flensburg.

Detektiv- und Auskunftsbureau „Greif“

HANNOVER Georgstr. 187. Teloph. 960.
Ermittlungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn
Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).



Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.
Naturheilstalt I. Ranges mit allem Komfort nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungsbedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil. zur Behandlung von Frauenkrankheiten. 2 Aerzte, 1 Aerzlin. Dir. Otto Wagner.

Beste Gelegenheit die Kur mit einer Schweizreise und Besuch der Ausstellung in Mailand zu verbinden!
Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Vins de Champagne

de la maison

Al. Descôtes

Ch. Gardet Successeur
Epernay (Marne)

General-Vertreter

Kahn & Winter
Wien I, Canovagasse 7
Palais Rothschild

Central-Depôt

Fritz Biermann
Berlin
Gitschinerstrasse 110.

„Sanatorium Zackental“

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

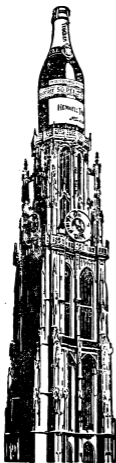
Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, nervösen Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr. Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen, Vibrationsmassage, Inhalatorium nach Dr. Heryng. Luftbad, Lirgehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Beleuchtg. Romantische windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Mückernstr. 118.



3 1/3 Rund
Millionen Flaschen

**HENKELL-
TROCKEN**

Turmhoch

auch quantitativ steht unser

„Henkell Trocken“

über allen deutschen Sektmarken.

Unsere Füllung im Jahre 1905 von rund 3 1/3 Millionen Flaschen, genau 3.321.485 Flaschen, schlägt die zweitgrößte deutsche um fast das Doppelte und übertrifft ferner die Produktion der meisten bekannten französischen Champagnermarken um Bedeutendes!

Henkell & Co., Mainz
Gegründet 1832.